

# Johann Heinrich Mayr auf der Bleiche bei Arbon (1768-1838)

Autor(en): **Büeler, G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte**

Band (Jahr): **49 (1909)**

Heft 49

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-585218>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Johann Heinrich Mayr

## auf der Bleiche bei Arbon (1768—1838).

Von G. Büeler.

### Einleitung.

Johann Heinrich Mayr war in den ersten Jahrzehnten des XIX. Jahrhunderts eine so hervorragende, eigenartige Persönlichkeit, daß es sich wohl der Mühe lohnt, ihn nach seinen eigenen Aufzeichnungen ausführlich zu schildern und ihn seiner engern Heimat wieder in Erinnerung zu rufen. Sein umfangreicher handschriftlicher Nachlaß, eine kleine Sammlung orientalischer Gegenstände und 60 eingerahmte Bilder und Zeichnungen gingen nach dem Tode von G. Pfau-Schellenberg in Gristenbühl, eines Enkels der einzigen Schwester J. H. Mayrs, im Jahre 1875 in den Besitz der thurgauischen naturforschenden Gesellschaft über. Infolge Platzmangels konnte die Sammlung bis heute nicht günstig aufgestellt werden und die Schriften lagen im Dachraum des hintern Kantonschulgebäudes, bis sie vor einigen Jahren der Kantonsbibliothek abgetreten wurden, wo sie nun von mir gesichtet und geordnet sind.

Der gesamte handschriftliche Nachlaß umfaßt folgende Teile:

- Nr. 1—24. Meine Lebenswanderung. 3195 Seiten. Heft I—VI in doppelter Abschrift.
- „ 25. Anfang eines 25. Teils. S. 3196—3233.
- „ 26. Die Reise nach dem Orient. Handschrift in 5 Heften.
- „ 27. Reise nach Pisa, September bis Februar 1819—20. In 2 Abschriften.

- Nr. 28. Namen und Geschlecht von dem in meiner Lebensbeschreibung vorkommenden Personale (nur über S. 1—1276). — Inhaltsverzeichnis zu den 24 Teilen der „Lebenswanderung“. Nur die Teile 1—9 sind von Mayr selbst.
- „ 29. Alphabet. Register über „Meine Lebenswanderung“.
- „ 30. Verlauf und Beschaffenheit eines sogenannten Rechts Handels und Beendigung desselben durch das löbl. Appellationsgericht St. Gallen. (Zu Bd. XIV, S. 1743, der „Lebenswanderung“.)
- „ 31. Winterreise nach St. Moritz, 1834—1835.
- „ 32. Reise nach Chur und St. Moritz, 1836.
- „ 33. Krankhafter Zustand im Frühling 1837.
- „ 34. Der Christen Kultus und die entschleierte Götter Griechenlands. (Gegen Schillers „Götter Griechenlands“ geschrieben 1829. In mehreren Exemplaren.)
- „ 35. Allerlei. Abänderungen zur Reise nach dem Orient.
- „ 36. Auszüge über Magnetismus.
- „ 37. Der Kummelspalter. Ein Schauspiel.
- „ 38. Taschenbücher über die Reise nach dem Orient 1812—1814.
- „ 39. Reise nach Antibes in der Provence.
- „ 40. Notizen über J. H. Mayrs letzte Krankheit und Ende, von Gustav Pfau.
- „ 41. Der Einsiedler.
- „ 42. Geheimbuch.
- „ 43. Darstellung der Beschaffenheit meiner nähern Verbindung im geschäftlichen Leben. Erstes Personale: Adam Friedrich Saalmüller von Karlsruhe, zuerst Commis und Colorist in Arbon, dann Geschäftsverweser meiner Fabrik in Rheinegg.
- „ 44. Zweites Personale: Samuel Möhl von Stachen.

- Nr. 45. Viertes Personale: Laurenz Wetler von Rheinegg.
- „ 46. Sechstes Personale: Friedrich Wetler von Rheinegg.
- „ 47. Siebentes Personale: Johannes Isler von Hermatsweil. (In 2 Abschriften).
- „ 48. Schriften über meinen ehemaligen Schwager Friedrich Andreas Saalmüller.
- „ 49. Jugendschriften. Verschiedene Notizen.
- „ 50. Mixtur aus den Verfallenheiten meiner Tage. März 1797 bis Januar 1801. Tagebuch 1801.
- „ 51. Verschiedenes zur Reise nach dem Orient.
- „ 52. Briefe an J. H. Manr von J. C. Appenzeller, Pfarrer in Biel.
- „ 53. Briefe an J. H. Manr von Pfarrer Th. Bornhauser. Kopie der Antworten Manrs.
- „ 54. Briefe von Hofrat Joh. Büel in Stein a. Rh. an J. H. Manr.
- „ 55. Briefe von J. H. Manr an Hofrat J. Büel von 1819—1825.
- „ 56. Briefe von David Heß, z. Bedenhof, Zürich.
- „ 57. Briefe von Joh. Isler 1815—1826. Schriften über den Streit zwischen J. H. Manr und Joh. Isler.
- „ 58. Korrespondenz betr. Florian Manr von Arbon.
- „ 59. Briefe von Samuel Möhl, über S. Möhl und Antworten J. H. Manrs.
- „ 60. Briefe von der Familie Pfau in Winterthur.
- „ 61. Briefe von Adam Friedr. Saalmüller.
- „ 62. Briefe von Baron von Sulzer-Wart in Winterthur.
- „ 63. Briefe von Laurenz Wetler. Copie der Antworten J. H. Manrs.
- „ 64. Briefe von Heinrich Zeller, zum Balgrist, Zürich.
- „ 65. Briefe von J. M. Ziegler, zum Palmengarten, Winterthur.

Nr. 66. Briefe an J. H. Mayr von J. Jakob Baer in Müllhausen, Gebr. Brunschweiler, St. Gallen, D. Custer in Thal, Heinrich Dättwyler in Thalweil, Joh. Bernhard in Eggersriet, Familie Egloff, Familie Escher, Oberembrach, Witwe Geßner, Außersihl, D. Girtanner, St. Gallen, G. A. Gustaffohn (König Gustav IV. von Schweden), Joh. H. Heer in Thal, Defan Huber, Bülach, Prof. R. Keller, Zürich, J. R. Lichtenhahn und Familie in Basel, Marie Peter-Sulger in Stein, Familie Mayr in Arbon, Dr. J. J. Peyer in Müllhausen, Joh. Ur. Sauter in Arbon, G. L. Schläpfer in Speicher, Carl Steiner in Winterthur, Dr. Titus Tobler, Susette Bögeli-Ditt in Zürich, J. und A. Bonwiller, St. Gallen, Weniger & Cie., St. Gallen, Wild & Cie., Müllhausen, Hans Ziegler, Zürich.

- „ 67. Einzelne Briefe, chronologisch geordnet.
- „ 68. Geschäftsbriefe.
- „ 69. Verträge. Briefe über Verpachtung der Liegenschaften. Pässe.
- „ 70. Quittungen über Legate.
- „ 71. Memorien. Commencé le 20 sept. 1787.
- „ 72. Briefbuch. Kopie der Briefe J. H. Mayrs an seine Freunde, von 1787—1801.
- „ 73. Kopierbücher über die Korrespondenz des Geschäftes. 8 Hefte und 1 Band.
- „ 74. Inventare über das Geschäft 1812, 1814, 1817, 1819.

Der wichtigste Teil dieses umfangreichen handschriftlichen Nachlasses ist betitelt: „Meine Lebenswanderung“, eine bis 1833 reichende Biographie. Mayr begann sie 1821 und hat fast bis an sein Lebensende daran gearbeitet. Es ist nicht eine nur aus dem Gedächtnis niedergeschriebene Lebensgeschichte, sondern „Meine Lebenswanderung“ ist in der

Hauptsache den Briefen und den täglichen Aufzeichnungen entnommen. Eine Vergleichung mit dem noch vorhandenen Tagebuch über das Jahr 1801 beweist, daß Mayr sich genau an seine Quellen gehalten hat. Wer von einer solchen Darstellung erwartet, daß sie eine mit vielen Einzelheiten ausgestattete Schilderung des Lebens der Person sei, daß der Charakter sich getreu darin wiederpiegle, der wird durch die „Lebenswanderung“ in seinen Erwartungen nicht getäuscht werden. Meistens sucht aber die Nachwelt mit Recht in solchen Schriften einen Zusammenhang der Person mit den gleichzeitigen Ereignissen, die Ansicht des Augenzeugen über das, was er miterlebt hat. In dieser Hinsicht enttäuscht die „Lebenswanderung“ oft. Während die Hefte I—X ansprechend geschrieben sind, müssen hingegen die übrigen als zu weitschweifig bezeichnet werden; sie enthalten allerdings sehr viele Einzelheiten über Persönlichkeiten in Arbon und den um liegenden Gemeinden z. B. über Pfarrer Hans Jakob Heidegger, den Streit zwischen Pfarrer Heidegger und Vikar Luz<sup>1)</sup> die Pfarrwahl in Roggweil 1817<sup>2)</sup>, das Auftreten der Frau von Krüdener<sup>3)</sup> in Arbon, über Schuhkrafft und das Armen-Institut Roggweil<sup>4)</sup>, die Geschichte des Eigentümers des Schlosses Hahnberg<sup>5)</sup>, die Lebensgeschichte eines Balthasar Wiedenteller aus Arbon<sup>6)</sup>, über die Familie Zellweger in Trogen<sup>7)</sup> u. s. w. Weltanschauungen, Lebensregeln, Auszüge aus Werken damals bekannter Autoren, Anekdoten und lustige Ereignisse wechseln mit Krankheitsgeschichten, wobei die Ärzte und die medizinische Wissenschaft wenig Lob ernten und sogar verspottet werden, während Quacksalber und Naturärzte wahre Wunderkuren verrichten.

---

1) Lebenswanderung XX, 2547. — 2) XVII, 2055. — 3) XIV, 1651. — 4) XVII, 2065. Vgl. Thurg. Beiträge 39, 129 ff. — 5) XV, 1743, XXII, 2748. — 6) II, 188. — 7) XVII, 1994.

### 1. Joh. Heinrich Mayrs Jugendzeit.

Johann Heinrich Mayr wurde geboren in Arbon den 3. Mai 1768 als Sohn des Leodogarius Mayr<sup>8)</sup> und der Maria Ursula geb. Sulzer, Tochter des Rats Herrn Sulzer in Winterthur. In der „Lebenswanderung“ sind seine Eltern folgendermaßen geschildert: „Mein Vater war der bravste, ehrlichste, rechtschaffenste Mann, den ich weit und breit, auch in spätern Jahren im Grade dieser Tugenden kannte. Ein Biedermann im wahren Sinne des Wortes. Meine Mutter, eine Frau voll Leben und Geist, mit Herz und Seele, einsichtsvoll in Haus- und Landwirtschaft, eine treffliche Frau!“ Die Pflege des religiösen Gefühls durch die Mutter übte einen tiefen für das ganze Leben bleibenden Eindruck aus. Im Jahr 1773 kaufte Mayrs Vater, der in Arbon eine Färberei betrieb, die Bleiche, und die Familie zog auf das Land. Da begann für den jungen Heinrich ein ganz neues Leben. Seine um fünf Jahre ältere Schwester wurde zu Verwandten nach Winterthur geschickt, so daß er als vereinzeltetes Kind sich auf dem Platze befand. „Vereinzelte Erziehung,“ sagt er selbst, „ist immer eine schwierige Sache und fällt meistens nachteilig aus; das Kind hat keine Jugendgefährten, also auch weniger Jugendfreuden; es kennt nicht den Reiz und die Frohheit der Kinderjahre.“ Bei Mayr erzeugte sie frühzeitig den

<sup>8)</sup> Zur Geschichte der Familie Mayr teilt Herr Pfarrer F. Schaltegger folgendes mit: Die Familie Mayr taucht in den Pergamenten des Bürgerarchivs Arbon zum erstenmal auf im Jahre 1621. Den 2. Januar 1621 empfängt Melchior Mayr von Stein a. Rh. vom Bischof zu Konstanz als Lehen das Haus mit Pfisterei an der Stadtmauer mit einem Weingarten beim Bodmer. Juni 1627 wird der Lehenbrief von Bischof Sixt Werner erneuert. Den 12. März 1633 wurden mit dem genannten Lehen betraut die Brüder Hans Georg, Hans Jakob, Hans Kaspar und Ruprecht Mayr, offenbar Söhne des vorgenannten Melchior Mayr. Im Jahr 1640 kauft die Stadt Arbon das Lehensobjekt und richtet es als Rathaus ein.

Hang zur Einsamkeit. Die erste Erziehung des Knaben wurde einem Magister anvertraut, einem rohen, heftigen, meistens übelgelaunten Mann, der seinem Charakter nach nicht imstande war, einen guten Einfluß auszuüben und durch die damalige verkehrte Unterrichtsmethode alle Vernunft im Knaben erstickte. Der Unterricht begann mit Lateinisch in einem Alter „als ich kaum auf deutsch Brot fordern konnte“ und bestand im Auswendiglernen von Vokabeln und andern trockenen Gedächtnisübungen. Zum Ärger der Eltern und des Knaben, erscholl fast täglich die Klage: „der Heinrich lernt nichts; der Heinrich kann nichts; der Heinrich tut nicht recht.“ Der Unterricht war derart, daß er dem Knaben einen unglaublichen Widerwillen einflößte gegen alles, was Lernen hieß, und seine ganze erste Jugendzeit verbitterte. Diese verkehrte Methode feierte ihren größten Triumph, als es dem Knaben endlich nach vielem Schwitzen und Seufzen gelang, das Vaterunser auf lateinisch herzusagen. Bei jedem Essen wurde nun mit dieser Leistung geprunkt, bis Heinrich einst in Anwesenheit von Gästen stecken blieb. Zur Freude des Knaben wurde der Magister plötzlich verabschiedet, und an seine Stelle trat ein Kandidat aus der Nachbarschaft.<sup>9)</sup> Heinrich war von einer rohen Behandlung befreit, allein die pedantische Methode, welche die gesunde Vernunft zu Boden drückte und die Lehrstunden zur Pein machte, dauerte fort. In der freien Zeit war der Knabe meistens sich selbst überlassen; er durchstreifte die Wiesen und Felder, führte einen rohen grausamen Krieg gegen die zahlreichen Frösche der Umgebung und mißhandelte das Geflügel des Hofes. Infolge eines ekelhaften Traumes gab er diese Tierquälereien auf. Aus seiner Jugend erzählt Mayr eine Begebenheit, die zeigt, daß der Knabe Sachen, die seinem Verständnis angepaßt

---

<sup>9)</sup> Joh. Konrad Müller, später Pfarrer in Roggweil.



waren, leicht begriff. Er fuhr einst mit seinem Großvater, dem Stadtschreiber Joh. Melchior Manr in die Kirche nach Neufirch. Er erzählt, daß der über 90 Jahre alte Greis immer morgens statt Kaffee, den man noch wenig kannte, ein Gläschen Kirschwasser trank und noch so rüstig war, daß er bei dieser Fahrt den Wagen durch die engen und schlechten Straßen Arbons selbst leitete. In der Kirche hielt der Pfarrer eine Predigt über das Laster der Trunksucht. Der Knabe fand die Predigt wunderbar schön; er hörte aufmerksam zu und konnte dem Inhalt genau folgen. Aber wie empörte er sich, als er um sich schaute und sah, wie der größte Teil der versammelten Gemeinde schlief.

Im elterlichen Hause galt Heinrich nicht für begabt; der geringe Erfolg beim häuslichen Unterricht im Lateinischen, das einsame Herumschweifen in der Umgebung, die Gewohnheit der Eltern, dem Knaben bei den häufigen Besuchen zu befehlen, artig zu sein, d. h. zu schweigen und stille zu sitzen, oder ihn zu veranlassen, mit seinen lateinischen Kenntnissen zu prunken — wobei er gewöhnlich stecken blieb — erzeugten allmählig eine Schüchternheit, die ihm den Anstrich eines dummen Jungen gab. Um dem Knaben eine bessere Bildung zu verschaffen, wurde er im Alter von 9 Jahren auf die Lateinschule nach Lörrach geschickt. Dieser Aufenthalt bildet auf dem Gebiete des Unterrichts eine ununterbrochene Reihe von Mißerfolgen; neben der Schule wurde die freie Zeit mit Schlingeleien der schlimmsten Art ausgefüllt. Manr sagt hierüber: „Latein, Rechnen, Geographie, Geometrie, Französisch, Zeichnen, kurz alles war da zu meiner Plage! Es half nichts. Vorstellungen, Zuspruch, Einsperren, Hunger, Schläge, alles nichts! Nur desto heißer sehnte ich mich nach der heitern Himmelsluft, in die Freiheit und weg aus dem Schulstaub.“ Beim Unterricht herrschte die gleiche Methode wie im elterlichen Hause. In der Schule war Heinrich Manr

der ungeschickteste und dümmste Schüler, in der freien Zeit jedoch der gelehrigste bei allen Lumpereien, in welche ihn seine Spießgesellen einweiheten. Im Anfang war der Knabe im Hause eines Lehrers<sup>10)</sup> der Lateinschule gut aufgehoben, als dieser aber eine Pfarrstelle in der Nähe von Lörrach annahm, kam Heinrich in das Haus eines Landwirts, wo er nach Belieben über seine Zeit verfügen konnte. Raufen, Herumstreifen, Schlingeleien aller Art waren der höchste Genuß für den Knaben, und die vielen Strafen und Schläge, die er sich durch das schlechte Betragen zuzog, verloren durch Gewohnheit und Abhärtung nach und nach ihre Wirkung und machten ihn nur noch verstockter. Ein erschütternder Todesfall in der Familie des Hausherrn bewirkte vorübergehend Besserung. Mit Geßners Werken zog er sich in die Einsamkeit zurück und suchte Erholung in der schönen Natur. Er scheint eine reiche Phantasie besessen zu haben; denn oft erzählte er seinen Kameraden Märchen, die er selbst weitergesponnen oder frei erfunden hatte. Nach zwei Jahren kehrte Heinrich Manr nach Arbon zurück. Der letzte Tag seines Aufenthaltes in Lörrach bildete einen würdigen Schluß dieses wenig ruhmvollen Lebensabschnittes. Nach dem Examen feierten die 10—12jährigen Bürschchen das Ende des Schuljahres mit einer Kneiperei in Stetten und kehrten ganz betrunken nach Hause zurück. Dem Vater blieb nicht verborgen, daß der Knabe in Lörrach nichts gelernt hatte, und zu seinem Leidwesen durfte Heinrich nicht mehr zu seinen Spießgesellen zurückkehren.

Ein zweiter Versuch, dem Knaben eine gute Bildung zu verschaffen, mißlang ebenfalls. Heinrich wurde in eine Pension nach Beven geschickt, blieb dort zwei Jahre und kehrte so geschickt zurück, als er hingegangen war. In der „Lebens-

---

<sup>10)</sup> Prorektor Hitzig, später in Wollbach.

wanderung“ sagt Manr von den Pensionen der welschen Schweiz, es seien Anstalten, in denen man mit guter Manier verstehe, den Leuten das Geld abzunehmen. Alle Ermahnungen der Eltern, die Zeit gut zu benützen, damit die großen Auslagen nicht weggeworfen seien, fruchteten nichts; es fehlte dem Knaben der gute Wille, die Freude am Lernen. Er verwendete seine Zeit sogar noch schlimmer als in Lörrach, indem er oft bis spät in die Nacht in loöderer Gesellschaft im geheimen sich dem Hazardspiel hingab. Wiederum rettete den Knaben aus diesem Abgrund ein Traum, in welchem gräßliche Ungeheuer ihn zum Spielen zwangen. Er zog sich von seinen Gefährten zurück und durchstreifte, meistens allein, mit seinem Lieblingsbuche, dem „Kinderfreund“ von Weiße, die Umgebung von Beven. Schon in früher Jugend und zwar in einer Zeit, wo man noch sehr wenig Sinn für Naturschönheit hatte, war Manr ein großer Naturschwärmer. Er fand auf diesen Streifereien den verlorenen Frieden wieder; in der Schule hingegen trat keine Änderung ein. Körperlich flink und gewandt, aber mit geringem Wissen ausgestattet, trat Heinrich Manr im Jahre 1782 die Heimreise an. Die durch den Vater vorgenommene Prüfung fiel wieder so mißlich aus, daß beschlossen wurde, den Sohn nicht mehr nach Beven zurückkehren zu lassen. In dem Briefwechsel zwischen dem Institutsvorsteher und dem Vater wird Heinrich als träge, faul und liederlich hingestellt; ein Zeugnis, dessen Richtigkeit später reumütig anerkannt wurde.

Zum Glück für die weitere Ausbildung des Knaben, wurde er in das Institut der Gebrüder Rahn nach Arau versetzt. Es herrschte in dieser Schule ein humaner Geist; an die Stelle der körperlichen Züchtigung trat die Belehrung durch liebevolle Zurechtweisung, durch freundliche Warnung und die Berufung auf eine unparteiische Selbstprüfung des Betragens. Während durch schroffes Auftreten der Geist des

Knaben nur noch verstockter wurde, konnte hingegen durch Güte alles erreicht werden. Manr spricht mit höchster Anerkennung von der guten Leitung des Instituts durch den jüngern Rahn, von dem ausgezeichneten Konfirmationsunterricht durch den dortigen Geistlichen und von dem guten Einfluß der Frau Rahn geb. Heß von Zürich, die er als seine zweite Mutter ansah, und die er zu den vollkommensten Wesen rechnete, welche er in seinem Leben antraf. Er betrachtet die ersten 18 Monate seines Aufenthaltes in Arau als die glücklichsten seines Lebens. Leider verursachte ihm in dieser Zeit ein Polyp in der Nase so unsägliche Schmerzen, daß er sogar Selbstmordgedanken hegte. Nur durch gütiges Zureden der Frau Rahn konnte Heinrich Manr bewogen werden, sich geduldig in sein Schicksal zu fügen. Während die heutige medizinische Wissenschaft das Übel schnell und gründlich heilt, waren die damaligen Ärzte dieser Krankheit gegenüber machtlos. Mehr als 20 Jahre lang wurde Manr nach den verschiedensten Methoden behandelt. Bald mußte er Medizin verschlucken, bald wurde der Polyp unterbunden, bald ausgerissen; aber stets trat nach 4—5 Monaten das Leiden wieder auf und machte neue schmerzvolle Operationen notwendig. Manr behauptet, zuletzt durch Gamander (*Marum verum*), den er wie Tabak schnupfte, von seinem Leiden erlöst worden zu sein. Unter diesen Umständen ist es nicht zu verübeln, wenn er herzlich schlecht auf die Ärzte zu sprechen ist und eine gewisse Vorliebe für Volksmittel und Naturärzte hat.

Bei Anlaß der Schilderung einer Prügelei erfahren wir, daß damals die Knaben „Rollen“ (Locken) zu beiden Seiten des Kopfes trugen, die mit Haarnadeln befestigt waren. Es ist auch interessant zu lesen, was Manr über den Unterschied in der Lektüre von 1780 und 1830 sagt. „Alle erhielten ungefähr das Gleiche zu lesen, und das bewirkte einen gleichartigen moralischen Pli; die Unterhaltung über das Gelesene

war interessanter, reichhaltiger und zeugte gleiche Ansicht, gleiche Beurteilung, da man aus gleichen Quellen geschöpft hatte, somit aus gleichem Standpunkt beurteilen konnte und aus demselben Gesichtspunkte alles sah. Heutzutage werden die etlich wenige Duzend kernhafter Schriften von ehemals durch soviel Hunderte ersetzt. Das Ganze hat bei der allzu großen Ausgedehntheit keinen eigentlichen Grund mehr, nur Neues und wieder Neues und das Neue von Zeitschriften, Journalen, Almanachen und Almanächgen sind solche Regionen, daß sie bald alles minder Schimmernde, aber dabei Nützliche, verschlingen und nicht aufkommen lassen. Gedichte und Gedichtchen machen den Beschluß; geschniegelt und gebügelt und meistens von einer Beschaffenheit, daß nichts mehr daran auszuarbeiten, auszufeilen gefunden werden mag, aber auch meistens ein Defizit von Salz, gehaltvollem Wesen und Krafturstoff.“

Nach einem Aufenthalt von  $2\frac{1}{2}$  Jahren verließ Heinrich Mayr das Institut Rahn. Zum erstenmal schied er innerlich zufrieden aus der Schule und mit dem Bewußtsein, seine Zeit gut angewandt zu haben.

Die Bleiche bei Arbon war damals ein weitläufiges Geschäft. Es bestand aus dem landwirtschaftlichen Gewerbe, der Indienne-Fabrikation und der eigentlichen Bleiche. Mayrs Eltern mit dem Tochtermann Friedrich Andreas Saalmüller aus Karlsruhe besorgten die Leitung. In diesem großen Getriebe sollte sich nun Heinrich Mayr betätigen, allein seine bisherige Ausbildung setzte ihn nicht in den Stand, irgendwo mit Sachkenntnis und Erfolg zu arbeiten. Das Kopieren trockener Prozeßschriften über Wasserrechte und Waidgänge oder der ein- und ausgehenden Korrespondenz, das Eintragen der Tausende von Bleichenummern, die Führung des Kassabuches besorgte Heinrich Mayr nur mit Widerwillen und schlecht. Das Herumstreifen in der freien Natur und das

Lesen waren seine Lieblingsbeschäftigungen. Er begann alle wichtigen Begebenheiten zu notieren und führte einen regen Briefwechsel mit seinen Jugendfreunden aus der Pensionszeit in Aarau und mit einigen berühmten Zürchern, u. a. mit Lavater und dem Maler Rudolf Heß, deren Bekanntschaft er bei öftern kurzen Aufenthalten in Zürich gemacht hatte. Als der Vater zu Hause keine passende Beschäftigung für den Sohn fand, beschloß er, ihn nach Italien zu schicken, damit er dort die Sprache und den Handel lerne. Im Dezember 1786 trat Heinrich Mayr von Fuzach aus seine erste Reise nach Italien an. Ein Zug von 18 Pferden, fast alle mit Geld beladen, zog unter großen Gefahren und Beschwerden über den Splügen. Mayr war entzückt von der schauerlichen Schönheit der Berge Bündens. Bis ein Platz in einem Geschäfte sich zeigte, blieb er bei einer deutschen Familie in Mailand und verbummelte die Zeit angenehm. Nach sechs Monaten erhielt er eine Stelle als Volontär in einem Geschäft in Genua. Für ein beträchtliches Lehrgeld mußte er die Korrespondenzen kopieren, an Posttagen oft bis nach Mitternacht. Mayr bezog seine Wohnung bei einer Genfer Witwe, deren Familie aus vier muntern hübschen Mädchen im Alter von 14—20 Jahren und aus einem jungen Sohn bestand. Der Vertrag mit dem Hause in Genua war auf drei Jahre abgeschlossen. Als aber Heinrich Mayr im ersten Jahre eine gefährliche Krankheit durchmachte, von welcher er nur durch einen langen Aufenthalt auf dem Lande geheilt wurde und im zweiten Jahr ein Rückfall eintrat, riet ihm der Arzt die Heimreise an. Er war hocheifrig; denn er empfand Heimweh, und es quälte ihn der Gedanke, daß sein Vater eigentlich nutzlos so viel Geld für seinen Aufenthalt aufwende, weil das gedankenlose Kopieren der Korrespondenz für ihn wertlos sei und er zudem die italienische Sprache nicht lerne, da im Geschäfte und in der Familie, bei welcher er wohnte, nur

französisch oder genuinisch gesprochen werde. Ende Juli 1788 traf Heinrich zur Beruhigung der Seinen wohlbehalten in Arbon ein. Bald brachten die besondern Umstände im väterlichen Geschäfte eine vollständige Änderung im Leben und in den Anschauungen des jungen Mannes hervor und machten aus ihm, trotz der bisherigen Mißerfolge, einen tüchtigen Geschäftsmann.

## 2. Im väterlichen Geschäfte.

Die Verhältnisse auf der Bleiche waren nicht rosig. Die Leitung des umfangreichen Geschäftes verursachte dem Vater viel Mühe und Sorge; dazu kam noch der Ärger über die endlosen Prozesse mit den benachbarten Gemeinden wegen Wasserrechten und Waidgängen. Das Schlimmste aber war das Betragen des Tochtermanns J. A. Saalmüller. Dieser war nach Manrs Zeugnis ein Mann von großen Fähigkeiten, gewandt in den Geschäften, von rastloser Betriebsamkeit, aber ordnungslos, ohne Ausharren, ohne Takt und von heftiger, wilder Gemütsart. Er war von Manrs Vater als Leiter der Indienne-Fabrikation angestellt worden. Im Anfang hatte er durch ein gutes Betragen und seine Geschicklichkeit das Zutrauen der Familie so sehr gewonnen, daß die Eltern in eine Verbindung mit der Tochter einwilligten und ihm die Fabrikation, womit Vater Manr zu wenig vertraut war, vollständig überließen. Nach der Heirat hielt sich Saalmüller für unerseßlich, schaltete nach Belieben und ließ seinen schlechten Neigungen freien Lauf. „Nüchtern schifanierte er“, sagt Manr, „durch die Überlegenheit in seinem Fach, und betrunken durch grobe und pöbelhafte Behandlung der Eltern und der Schwester.“ So lagen die Verhältnisse bei der Rückkehr des Sohnes Heinrich. Vorläufig war er als unerfahrener junger Mann nicht imstande, Abhülfe zu schaffen. Er beschäftigte sich am liebsten mit der Landwirtschaft und auf der Bleiche, verkehrte so

wenig als möglich mit seinem Schwager, der ihn absichtlich von seinem Geschäftszweig fernhielt, und durchstreifte morgens und abends die Umgebung. Er fühlte sich am glücklichsten in der Einsamkeit, wo er, fern vom Geschäftsbetrieb, ungestört lesen und seinen Träumereien sich hingeben oder eine schöne Aussicht genießen konnte. Das Geschäft nahm ihn jedoch bald mehr in Anspruch, weil der Vater seit langer Zeit kränkelte. Der Kummer über das unglückliche eheliche Leben der einzigen Tochter, das rohe Benehmen Saalmüllers und der ungesunde Bleicherberuf untergruben seine Gesundheit. Die Bäder von Baden brachten nur vorübergehend Heilung. In der „Lebenswanderung“ wird erwähnt, daß damals auf der Bleiche und in der Umgebung das kalte (dreitägige) Fieber herrschte. Die Einheimischen und alle, welche in die Nähe kamen, unterlagen für kürzere oder längere Zeit dem Übel. Die Kranken mußten eine Hungertur durchmachen, durften kein Bächlein überschreiten und die Nähe des Wassers meiden. Die Epidemie erlosch nach etwa 20 Jahren im Jahre 1805. Es mag erwähnenswert sein, daß Mayr an sog. sympathische Mittel glaubte. Er erzählt, seine Schwester sei auf folgende Weise für immer vom Fieber geheilt worden: Eine große Kreuzspinne wurde zwischen zwei ausgehöhlte Nußschalen eingesperret, mit einem Faden die Nuß fest zusammengebunden, in ein Tüchlein genäht und so auf dem Leib getragen.

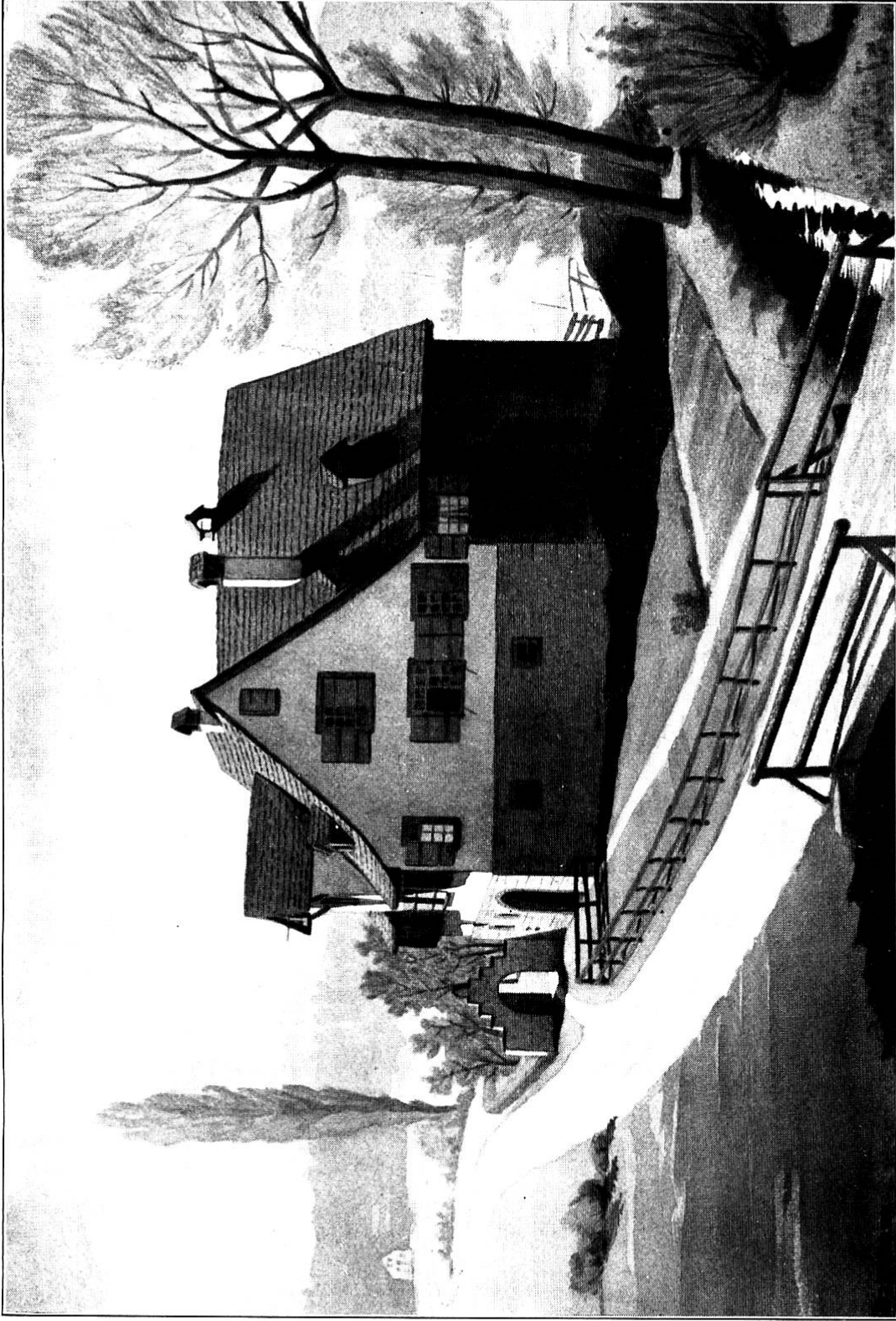
Während die Eltern im Jahre 1790 zur Kur in Baden weilten, kam es zwischen Heinrich Mayr und Schwager Saalmüller zum Bruch. Eines Abends trat die Schwester weinend in das Zimmer ihres Bruders und erzählte, sie sei wiederum von ihrem Manne geschlagen worden. Heinrich Mayr gerät außer sich vor Zorn, stellt sofort seinen Schwager zur Rede, jagte ihn zum Haus hinaus und nimmt die Schwester und ihr Kind zu sich. Da Saalmüller gedroht hatte, er werde sogleich die Fabrik verlassen, wird er beim Wort ge-



nommen und zur Abreise gezwungen. Es kam nach langem Prozesse zur Scheidung; Saalmüller ging nach Mailand und später nach Holland, wo er verschollen blieb. Zum Glück für das Geschäft konnte in der Fabrikation ein Verwandter Saalmüllers, der ebenfalls unter der schlechten Behandlung zu leiden hatte und zur Familie Manr hielt, dessen Stelle einnehmen, so daß kein Unterbruch eintrat, sondern bei der Rückkehr der Eltern alles im besten Gange war.

Es wäre der innigste Wunsch der Eltern gewesen, wenn ihr Sohn geheiratet und in eine ihrer Ansicht nach passende Partie eingewilligt hätte. Allein er war nicht ein Mann, der zu einer Konvenienz- oder Geldheirat zu bewegen war; er liebte vor allem die persönliche Freiheit, und jeder Zwang war ihm zuwider. Außerdem hielt ihn das Nasenübel von einer Berehlichung ab. Als der Polyp einige Jahre sich nicht wieder erzeugte, hoffte Manr davon befreit zu sein und war auf dem Punkte, sich mit einem lebenswürdigen Fräulein zu verloben, das ihm — nach der Aussage seines Freundes David Heß in Zürich — wahrscheinlich ein beneidenswertes Los bereitet hätte. Allein das Übel trat plötzlich (1797) wieder auf, und unter diesen Umständen beschloß er, seine Neigung zu opfern, die angebahnte Verbindung abzubrechen und für immer auf eheliches Glück zu verzichten.

Als am 6. November 1791 der Vater Leodegar starb, erklärte der Sohn Heinrich, er sei fest entschlossen, das ganze Geschäft selbst zu übernehmen. Im Anfang stand ihm der Oheim David Manr zur Seite und half ihm über die ersten Schwierigkeiten hinweg. Beim Tode des Vaters hatte Manr dem Bischof den sog. „Fall“ zu entrichten, d. h. wenn ein Hausvater starb, mußte aus dem Nachlaß ein Pferd oder ein Rind, sofern solche vorhanden waren, abgeliefert werden; starb dagegen eine Frau, ohne noch zu verheiratende Töchter zu hinterlassen, so bestand der „Fall“ in ihrem besten Kleid.



Landhaus zur „Eiseiche“ bei Arbon. Wohnlich des Joh. B. Mayer.  
(Originalzeichnung in Sepia von E. Baumann in Arbon.)



Manr zahlte dem Obervogt von Würz an Stelle des Pferdes 70 fl. Für die Landwirtschaft war auf dem Platz ein alter, erfahrener Haustnecht, dem die Bebauung der 100 Juchart Landes und die Überwachung der 10—12 Landarbeiter vollständig überlassen werden konnte. Umständlicher und schwieriger gestaltete sich der Betrieb der Bleicherei. Die Bleichertnechte, 18 an der Zahl, kamen jeweils auf den Josephstag aus dem Oberrheintal, dem Vorarlbergischen oder aus Schwaben, arbeiteten bis Martini und kehrten über den Winter nach Hause zurück. Diese nicht immer angenehme Gesellschaft schlief auf Stroh, mit einem Stück Tuch aus der Bleiche als Decke in 12—15 Hütten, die rings um den Bleichplatz standen. Obschon jährlich etwa 3000—4000 Stück Leinwand gebleicht wurden, brachte dieser Teil des Geschäftes mit dem mühsamen, weitläufigen Betrieb nur wenig Gewinn. Als im Sommer 1795 plötzlich eine große Überschwemmung eintrat, und die ganze Bleichewiese mit Schlamm und Geschiebe überdeckt wurde, erlitt Manr an den beschädigten Tüchern so großen Schaden, daß ihm der finanzielle Ruin drohte. Energie, Unterstützung durch Verwandte Rücksichten von Seiten einiger Geschäftsfreunde und ein günstiger Absatz der Ware nach Livorno halfen dem strebsamen Mann wieder empor. Die Hauptbeschäftigung für Manr lag in der Fabrikation; er besorgte die Korrespondenzen und die Buchhaltung und besonders die Auswahl der Muster, welche graviert und zum Drucke verwendet werden sollten. In diesem Teil des Geschäftes arbeiteten 2—3 Zeichner, ein Farbmacher, ein Kommis und 4—5 Drucker. Während andere Fabrikanten stets die gleiche Ware auf den Markt brachten, suchte Manr durch geschmackvolle Muster die Aufmerksamkeit der Käufer auf sich zu lenken; dadurch bekam er immer größern Zuspruch und erreichte in diesem Geschäftszweig einen bedeutenden Umsatz. Manr sagt über seine

damaligen Zeichnungen: „Rote Taschentücher waren der einzige Artikel, der in der Fabrik gefertigt wurde. Der Rand war etwas über Fingerbreite. In diesem Raum war es Herkommen, sieben Farben anzubringen. Oft befand man sich in Verlegenheit, wohin mit der siebenten. Einst wagte ich bei einem neuen Muster den Versuch, sie auszulassen, es gab mir Mut zur zweiten, endlich zur dritten; ich verdeckte durch berechnetes Übereinanderlaufen der Farben (womit ich Mißfarben und Manigfaltigkeit erzielte) den Mangel der Weggelassenen, ordnete die Zeichnungen mit mehr Geschmacl und anstatt Tadel fanden meine neuen Dessins Beifall. Mir leuchtete es bestens ein, durch niemandes Schaden meinen Vorteil zu steigern. Weniger Mühe und Kosten war mit dieser Vereinfachung für mich verbunden, mehr Ware verarbeitet und Druck und Besoldung erspart. Alles mußte damals mit einer schwarzen Umkreisung eingefast sein, — sehr mühsam für den Graveur und lästig für den Drucker. Diese Einfassung machte die Zeichnung steif und schwerfällig; die neue Manier, die ich schuf, das Schwarze nur sparsam und als Kraft anzubringen, machte alles leichter; es kam weniger Zwang und mehr Schwung in das Ganze und später leistete ich mit zwei, höchstens drei Farben mehr Effekt als mancher andre Fabrikant mit dem Doppelten.“ Das Mittag- und Nachtessen wurde für alle im gleichen Raume aufgetragen; an einem Tische saßen die 18 Bleicher, an einem andern die 12 Güterarbeiter, an einem Nebentischchen die 4—5 Drucker und die Herrschaft mit den 4 Angestellten der Fabrikation hatte einen besondern Tisch. Mayr hielt streng auf Ordnung; jedoch gönnte er seinen Arbeitern gern eine Freude und bewirtete sie reichlich an den gewohnten ländlichen Festen. „Lustig und aufgeweckt war alles an der „Sichellegi“; die Rühlipfanne braschelte bis tief in die Nacht unaufhörlich; auch das Mostfaß war sehr ergiebig, und unter

Tanz, Gesang und Scherz der vielen Arbeiter brach der Tag an. Ähnlich diesem war auch das Weißemahl für die Bleicher. Auch die Weinlese gehörte zu den Hauptfesten.“ Dieser große Haushalt stand unter der vortrefflichen Leitung der Mutter Mayrs. Sie war immer heiter, immer tätig, noch im Alter spätestens um 5 Uhr auf, um die Mägde zu wecken und die Hauswirtschaft zu ordnen.

Die kleine Familie, Mutter, Sohn und Schwester lebten zufrieden und glücklich. Aus dem Taugenichts Heinrich war ein tüchtiger Geschäftsmann geworden, sobald er vor eine große Lebensaufgabe gestellt war, die ihn anspornte. Er fand jetzt Freude an der Arbeit; sie war sein höchster Genuß. Mayr war, wie er selbst sagt, „erwacht“. Das einsame Umher-schwärmen hörte auf; er zog die Gesellschaft vor, und sein Trachten und Streben in rastloser Tätigkeit, vom frühen Morgen bis spät in die Nacht, war nur auf die Förderung und das Gedeihen seines Geschäftes gerichtet. Der Ehrgeiz trieb ihn an; doch richtete er sein Hauptaugenmerk weniger darauf, große Summen zu verdienen, als vielen Menschen Brot und Unterhalt zu verschaffen und der Mutter, den Verwandten und Freunden mit dem guten Gang des Geschäftes eine Freude zu bereiten. Nach und nach wurden die neuen Artikel bekannt; es gab Bestellungen in Menge, und die gut geratene Ware fand raschen Absatz. In kluger Weise suchte Mayr den teuren Prozessen vor dem bischöflichen Gerichte in Meersburg über Wasserrechte und Waidgänge<sup>11)</sup> teils durch Nachgeben, teils durch List auszuweichen. Als im Jahre 1796 Mayrs Onkel, David Mayr in Arbon, ihm den Vorschlag machte, er sollte neben Michael Mayr als dritter

<sup>11)</sup> Die drei Gemeinden Feilen, Stachen und Loh und die Stadt Arbon waren bis 10. Mai berechtigt, ihr sämtliches Vieh auf Mayrs Güter zu treiben; von da bis 10. August gehörte der Ertrag dem Besitzer; nachher begann der Weidgang wieder.

Teilhaber in sein Geschäft eintreten, schlug er zuerst das Anerbieten ab; hinterher gab er doch dem Wunsche seiner Verwandten nach und blieb 10 Jahre in der Firma. David Mayr war ein erfahrener Kaufmann, von der strengsten Rechtsschaffenheit und von großer Herzensgüte, und Michael Mayr ein sehr guter Warenkenner und sehr genau in den Geschäften. Das Haus vermittelte einen ziemlich lebhaften Verkehr mit Italien. In Genua und Livorno wurden die Baumwollstoffe weiß aufgekauft, nach Arbon gesandt, dort als Taschentücher bedruckt und auf dem gleichen Wege wieder in jene Seehäfen versandt und weiterverkauft.

Im Jahre 1796 verschlimmerte sich das Nasenübel. Mayr machte nun auf Anraten des Chorherrn Rahn in Zürich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit eine Reise nach Italien; er nahm aber als Teilhaber am Geschäfte David Mayrs Muster aller Artikel der Firma mit, um überall neue Verbindungen anzuknüpfen, und selbst einen Teil der Reiseauslagen zu verdienen. Am 5. April 1796 trat Mayr mit dem Mailänderboten von Fussach aus die Reise an und gelangte über Mailand, Livorno, Florenz, Rom, Neapel, Palermo, Messina, Taormina und Catania bis auf die Spitze des Ätnas. Es würde zu weit führen, näher auf die interessant geschriebene Reise einzugehen; es möge genügen, nur das zu erwähnen, was die damaligen Verhältnisse besonders kennzeichnet. Während in Mailand unter der Regierung des österreichischen Erzherzogs Ferdinand die Bevölkerung sehnlichst die Ankunft der Franzosen erwartete und bereit war, die Fremdherrschaft abzuschütteln, herrschte dagegen in der Toscana eine vollständige Harmonie zwischen Fürst und Volk. Den gleichen Gegensatz, aber in sozialer Beziehung, findet Mayr zwischen der Toscana und dem Kirchenstaat; dort gutbebaute Ländereien und eine zufriedene, wohlhabende Bevölkerung, hier vernachlässigte Felder, Untätigkeit, Armut

und Bettel überall. In Rom fand er den Platz vor dem Pantheon mit Kot und Morast bedeckt; des Nachts war die Stadt nicht beleuchtet, und abends wurden alle Juden in ihre schmutzigen Quartiere zusammengedrängt, eingesperrt, das Tor geschlossen, und bis am Morgen durfte niemand weder hinaus noch hinein. Manr gelangte nur mit großer Mühe nach Neapel, weil die Regierung jedem Fremden den Eintritt in das Land verbot, um das Volk von aufrührerischen Elementen und freiheitlichen Ideen fernzuhalten. Zur Überfahrt nach Palermo benützte Manr das königliche Postschiff, das zum Schutze vor Korsaren von einem Kriegsschiff mit 74 Kanonen begleitet war. Die Rauffahrteischiffe warteten meistens diese Gelegenheit ab, um gratis beschützt zu werden, so daß ein ganzes Geschwader von Neapel nach Sizilien fuhr. Im Juni 1796 waren es im Ganzen 26 Schiffe, die in 5 Tagen die Reise zurücklegten. In Palermo war der einzige Gasthof durch 3 Gäste vollständig besetzt. Manr mußte mit einem Massenquartier, das von Matrosen, Militär und Gesindel besetzt war, sich begnügen. In dieser Stadt hatte Manr das Vergnügen, in allen Kaufläden seine eigenen Fabrikate zum Verkaufe ausgehängt zu finden, weil einige große Geschäfte die ganze Insel mit Arboner Leinwand und gedruckten Tüchern versahen. Er erhielt überall bedeutende Aufträge. Weil die Reise von Palermo nach Messina der Straßenräuber wegen zu gefährlich und zu teuer war, fuhr Manr in einem mit 6 Rudern und einem Steuermann besetzten Fahrzeug, das sich aus Furcht vor den Korsaren stets nahe am Land hielt. Von Messina nach Catania fand die Reise durch das Innere des Landes in folgender Ordnung statt: voraus eine Guardia (Wache) zu Pferd mit Doppelflinte und gespanntem Hahn; ihr folgte Manr zu Pferd gleichfalls mit geladener Flinte, dann eine Art Bedienter mit dem Gepäc. In dieser Gegend sah er die schrecklichen Verheerungen des



Erdbebens vom Jahre 1783. Den Glanzpunkt dieser Reise bildet eine Besteigung des Ätnas, die Mayr sehr anschaulich schildert. Auf seiner Heimreise fand er in Oberitalien die politischen Verhältnisse vollständig verändert; die Franzosen waren Herren des Landes und Mailand feierte unter ungeheuerm Jubel die tollsten Feste zu Ehren des Befreiers. Dort sah Mayr öfters den General Bonaparte schon um 5 Uhr morgens durch die menschenleeren Straßen nach dem Castellplatz reiten, um die Truppen zu mustern.

Schon vor der Reise nach Italien hatte in der Fabrik eine rege Tätigkeit geherrscht, die Geschäfte hatten sich durch die rastlose Energie Mayrs vermehrt; die Verluste in der Bleicherei waren wieder ersetzt, und eine durch Intriguen Adam Friedrich Saalmüllers in der Druckerei eingetretene Krisis war glücklich überwunden. Als Mayr mit großen Bestellungen aus Italien heimkehrte, sah er bald ein, daß die Lokalitäten in Arbon nicht mehr genügten, und daß es in der Gegend auch am nötigen Hülfspersonal, besonders an Kindern zum Streichen in der Druckerei fehle. Er kaufte deshalb im Frühling 1797 eine Mühle und Säge zwischen Rheineck und Thal und errichtete dort eine Fabrik für Indienne und „blaue Artikel“. Nach einigen Monaten war auch dort jedes Plätzchen mit Arbeitern besetzt. Mayr machte den dreistündigen Weg zwischen Arbon und Rheineck fast täglich zu Fuß, bei Tagesanbruch traf er dort ein und nach Schluß der Arbeit trat er den Heimweg an. Mit einem groben Zwilchrock und langen Hosen bekleidet, im Sommer oft ohne Weste und ohne Strümpfe, mit einem Lederkappchen und einem „Sturm“ über den Augen sprang Mayr den ganzen Tag flink auf dem Plage umher; nie waren die Arbeiter vor ihm sicher. Wie er selbstgefällig bemerkt, empfing er in dieser Kleidung die allerhöchsten Herrschaften; es machte ihm Spaß, wenn sie in ihm einen einfachen Arbeiter vermuteten.

Aber die zu leichten Kleider, die beständige Arbeit im Wasser oder im Färbereigebäude, wo stets ein starker Luftzug herrschte, waren die Ursache, daß Manr sehr oft an rheumatischen Schmerzen und an Katarrh litt. Er beschloß daher, den Geschäftsbetrieb zu vereinfachen, und er trat im Jahre 1797 die Bleicherei an seinen Kommis Adam Friedrich Saalmüller ab.

Die Ereignisse des Jahres 1798 und besonders diejenigen, welche sich in seiner Heimatgemeinde Arbon abspielten, sind in der „Lebenswanderung“ ausführlicher behandelt, als in den bisher veröffentlichten Darstellungen; es lohnt sich deshalb, näher auf sie einzugehen. Manr war von Haß erfüllt gegen die Tyrannei der Bögte, obichon er zugeben muß, daß der schreckliche Druck durch diese Ungetüme eigentlich ein Phantasiegebilde sei und er nicht das mindeste davon spürte. Allein das bloße Gefühl zu den Untertanenländern zu gehören und den andern Schweizern nicht gleichgestellt zu sein, während doch in einer Republik alle gleich frei sein und die gleichen politischen Rechte genießen sollten, machte ihn zu einem eifrigen Anhänger der neuen Ideen. Er nahm so warmen Anteil an der Gährung in der fürstlich st. gallischen Landschaft, daß er vor Aufregung nicht schlafen konnte. Über die Gemeindeversammlung in Arbon, die beschloß, sich vom Fürsten von Meersburg, d. h. dem Bischof von Konstanz, loszusagen, schreibt er <sup>12)</sup>: „Schön, friedlich, ruhig und einstimmig fiel die Gemeinde aus; man schwor einander treu zu sein, die Freiheit zu lieben und niemand mehr für gnädig zu halten als Gott. Dem Fürsten von Meersburg wurde schriftlich und höflich und mit achtungsvollen Ausdrücken abgedankt oder vielmehr gebeten, uns zu entlassen. Dem Obervogt dergleichen. Stadtmann und Untervogt legten ihre vom

---

<sup>12)</sup> Lebenswanderung V, 583, 584.

Fürsten erhaltenen Stellen nieder, und somit wäre der Grund zu unserer Freiheit und Unabhängigkeit nebst derjenigen der angrenzenden Nachbarschaft gelegt. Mir bangt keineswegs vor der Menge kaiserlicher Truppen, die ich auf meiner Rückreise Bregenz zu und nach dortiger Nähe hineilen sah; denn einig unter uns sind wir stark.“ Nach Mayrs Darstellung herrschten damals in Arbon glückliche Zeiten. „Wohlstand und Gewerbsame blühten; ein par sehr reiche Häuser, die in Leinwand große Geschäfte machten und die Gegend für dieses Fach rundum belebten, waren hier wohnhaft; alles was arbeiten wollte, hatte vollauf zu tun. Eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft gebildeter Leute beiderlei Geschlechts versammelte sich Sonntag abends; man kannte damals noch nicht Spaltungen im freundschaftlichen Verein wegen politischer Meinungen und Ansichten; die vermaledeite Zwietracht war nicht feindselig in das Herz jeder Haushaltung eingedrungen. Alles schien nur ein Interesse zu haben: die Wohlfahrt des Ganzen und des Vaterlandes.“ Der Einfall der Franzosen in die Schweiz erzeugte eine vollständige Umwälzung in diesen friedlichen Verhältnissen. Mayr wünschte allerdings eine Abschaffung der Mißbräuche in der Staatsverfassung; allein er war so sehr Patriot im wahren Sinne des Wortes, daß eine Einmischung anderer Staaten in die schweizerischen Angelegenheiten seine volle Mißbilligung fand. Über diesen Umschwung der Ansichten schreibt Mayr<sup>13)</sup>: „Diese glückliche Harmonie war das letzte Mal bei einer Versammlung in einem kleinen Wirtshäuschen, mir gehörig, nächst an der Grenze des Kantons St. Gallen (Landquart). Ich lud die Gesellschaft ein, einen Abend freundschaftlich bei mir daselbst zuzubringen. Zwölf bis fünfzehn an der Zahl waren wir dort versammelt, alle vom besten und gleichen Geist beseelt; man sang mit Feuer Lavaters Schweizerlieder. Ein Herz

<sup>13)</sup> Lebenswanderung V, 585.

gleich einem Klang schien alles. Aber, als man am besten daran war, erschien nachts zwischen 9 und 10 Uhr ein Expresser, den bedeutendsten unserer Gesellschaft, Sauter, später Regierungsstatthalter, abzurufen. Die Freude war dadurch unterbrochen und gestört; es schien ein weissagender Ruf, hinfort werde diese Eintracht nicht mehr sein; es sei das letzte Moment vereinter Traulichkeit, das Grabmal bisheriger Ansicht des vaterländischen Wohls. Der Dämon der Uneinigkeit und Zwietracht sah lächelnd auf diesen Bruch, auf das letzte, freundliche, aufrichtige Zusammentreffen einer kleinen, vaterländisch gesinnten Gesellschaft. Zum letzten Mal erklangen in dieser Umgegend Savaters geistvolle Freiheits- und Schweizerlieder. Bald darauf erfolgte Zwietracht durch verschiedene Ansicht und noch mehr durch verschiedene Denkungsart und Handlungsweise.“ Dann wurden durch die Regierung Truppen aufgeboten. Stadtschreiber Sauter hielt in der Kirche eine kräftige Ansprache, um den Haß gegen die eingedrungenen fremden Horden zu schüren. Alle waren von dem gleichen Willen beseelt, lieber zu sterben als sich zu unterwerfen. Manr machte den Auszug der Mannschaft von Arbon nicht mit, weil die Leitung des großen Geschäftes seine Anwesenheit erfordere. Er stellte einen Mann, allerdings mit dem festen Vorsatz, bei der nächsten Gelegenheit selbst auszuziehen. Mit Tränen in den Augen und dem Gefühl wilden Hasses und unbezähmbarer Wut gegen die Feinde des Vaterlandes sah Manr die Schar ausrücken. Zur allgemeinen Verblüffung kehrten sie am folgenden Abend gesund und wohlbehalten wieder nach Arbon zurück. In jugendlichem Feuer forderte nun Manr in Briefen an seine Freunde zum Landsturm auf, um den Feind zu verjagen; er träumte nur von den Zeiten der alten Schweizer und wollte Gut und Blut einsetzen für die Unabhängigkeit des Vaterlandes. Er flehte zu Gott, er möge die verruchten Feinde zermalmen. Allein es trat bei

Mayr bald eine nüchterne Auffassung ein; denn er merkte, daß unter seinen Freunden, mit denen er in allen Angelegenheiten außer den politischen übereinstimmte, und die alle rechtliche und brave Männer waren, eine ganze Stufenleiter der Ansichten vertreten war, vom heftigsten intolerantesten Aristokraten bis zum wütenden Jakobiner. Es gibt dies ein Bild im Kleinen, wie die Verhältnisse in der ganzen Schweiz beschaffen waren. Als die Franzosen unaufhaltsam vorrückten, hieß es bald, der Widerstand sei nutzlos und die schleunige Annahme der neuen Verfassung sei das einzige Mittel, das Land vom Untergang zu retten. In zahlreich besuchter Gemeindeversammlung wurde in Arbon über die Annahme der Verfassung beraten. Joh. Georg Mayr im roten Haus, ein angesehenener Kaufmann, setzte in beredten Worten auseinander, wie vorteilhaft es wäre, wenn man bei Zeiten und vor den andern sich für die Verfassung erkläre, um sich bei der mächtigen französischen Republik beliebt zu machen und Vorteile zu erringen. Auf diese Rede folgte ein langandauerndes Stillschweigen; einige wollten, andre durften gegen den angesehenen Mann nicht auftreten. Da erhob sich Heinrich Mayr und sprach unvorbereitet und seinem raschen Temperament entsprechend heftig gegen die Annahme, indem er anführte, die Franzosen hätten in Italien nirgends ihre Versprechen gehalten, und es eile gar nicht so sehr, die Verfassung anzunehmen, solange Zürich es nicht getan habe. Mit großer Mehrheit wurde hierauf die Verfassung abgelehnt. Wie wir bald sehen werden, rettete dieses mutige Auftreten Mayrs Geschäft vor der Zerstörung und ihn selbst wenigstens vor Mißhandlung, vielleicht sogar vor dem Tode. Nachdem sich die Lage noch verschlimmert hatte, mußte in Arbon bald wieder eine Gemeinde aufgeboden und über den gleichen Antrag wieder abgestimmt werden. Mißmutig fuhr Mayr nach Rheineck, und als er abends heimkehrte, vernahm er,

die Verfassung sei nun angenommen; allein man müsse die Sache der aufgeregten st. gallischen Nachbarschaft wegen geheim halten. Es folgte eine schwüle Stille; man hörte Drohungen von seiten der Nachbargemeinden, aber zuletzt glaubte niemand mehr an eine Gefahr, bis am Ostermontag 1798 das Unheil über das Städtchen hereinbrach. Man erzählt den Hergang folgendermaßen<sup>14)</sup>:

„Ich war mit den Meinigen zu Tisch und hatte eine in Livorno wohnhafte Dame zu Gast. Man verweilte etwas lange am Mittagessen, und es mochte nach 3 Uhr sein, da sich die Frau umsah nach der Gegend des Sees. Eine Viertelstunde von meiner Wohnung führt ein schöner gerader Fußweg, auf dem man eine reizende Aussicht genießt, von Steinach nach Arbon. „Ist heute Prozession oder ein Fest?“ frug sie, „daß so viele Leute nach der Stadt ziehen?“ „Ich weiß nichts davon“, entgegnete ich, „es werden Leute sein, die zur Kirche gehen.“ Ich begab mich ans Fenster und erblickte alles wimmelnd den ganzen Weg gedrängt voller Leute nach der Stadt hinfluten. „Was gibts da?“ rief ich erstaunt und sprang hinauf in die Mühle; aber mein Platz war leer von Menschen. Es war ein Hauptfeiertag, und alle Knechte weg ins Wirtshaus. Ein 70jähriger Hausknecht und ein betrunkenere alter Senn war alles, was zu Hause geblieben war. Aber auch von dieser Seite her zogen Truppen von Bauersleuten unter Drohungen und wilden Reden der Stadt zu. „Da seht es nichts Gutes!“ ahnte ich. Ich eilte wieder hinunter ins Wohnhaus zu berichten, was ich gesehen hatte. Der fremden Dame wurde bange; sie hatte Kinder in der Stadt und wollte sich hineinbegeben. Ich riet ihr davon ab; denn begleiten konnte ich sie nicht; in solchen Umständen war es nicht ratsam, weder meinen Platz noch meine alte Mutter zu verlassen; aber sie verharrte auf ihrem Vorsatz,

<sup>14)</sup> Lebenswanderung V, 602.

und meine Schwester begleitete sie hinein. Sie vermeinte, äußerte sie, daselbst sicherer zu sein als auf meinem vereinzeltten Platz. Sie gingen ab; bald aber kamen sie unter Truppen halb betrunkenen, halb wütender Bauern. „Man wirds Euch machen, ihr verfluchten Franzöfinnen, wartet nur, man wird Euch die Konstitution eintränken.“ Solche angenehme Unterhaltung kürzte ihnen die Zeit entlang den ganzen Weg über, und als sie endlich im Städtchen ankamen, fanden sie es so angefüllt von tobendem und wildem Trosse, daß das Gedränge ärger als an einem Jahrmarkt war. Mit Mühe vermochten sie sich durchzuarbeiten bis zu jener Wohnung. Nun war der Hauptsammelplatz, zugleich eine Art Richtplatz, gerade der Kirche gegenüber. Dort waren die Rädel Führer versammelt, und von dort aus zogen dann Abteilungen von Hunderten und mehr von Haus zu Haus, läuteten an mit Ungestüm, und wo nicht schnell und sogleich aufgemacht ward, wurde die Türe gesprengt, und dann lief es nie gut ab. Der Hauseigentümer wurde mitten in den abholenden Troß genommen und hin nach dem Richtplatz geleitet, woselbst man Verantwortung abzulegen hatte. Wer sich fassen konnte, sich schnell und freiwillig stellte, kam erträglich davon. Geschah es aber mit Zwang, dann gab es schlimme Zeiten. Einem Verwandten von mir, Joh. Georg Mayr, zum roten Haus (derjenige, der kurz vorher, an der ersten Gemeinde, vorschlug, die Konstitution anzunehmen), erging es am übelsten, und wirklich wurde ihm schrecklich mitgespielt. Wild ward von einem Haufen an seinem Haus angeläutet; niemand öffnete; wiederholt stürmte man und abermals vergebens. Nun ward die Türe gesprengt und der ganze Schwall drängte zum Hause hinein. Alles ward ausgesucht, er aber nicht gefunden. Schon glaubte man ihn abwesend und war wieder am Abziehen begriffen, als es vom obersten Dach herab schallte: „Wir hand en, wir hand en!“ Unter wütendem

Trohloffen stürzte alles die Treppe hinauf, und zu oberst unterm Dach fand man ihn verborgen. Der Dachdecker machte ihn ausfindig. Bei den Haaren ward er von dem tobendem Troß alle Stiegen heruntergeschleift, blutig geschlagen, hin auf den Richtplatz geschleppt; man sprang ihm auf den Leib, tanzte und trampete auf ihm herum, und als tot ließ man ihn liegen. Er wurde weggetragen. Ein Auge war beinahe verloren; viele Monate verstrichen bis zu seiner Wiedergenesung. Einem andern meiner Verwandten, der auch zögerte, die Türe aufzuschließen, wurden die Zähne in den Rachen geschlagen (Senator, später Regierungsrat Manr). Haarrüpfen, Fußstöße und Faustschläge bekam fast alles. Stadtmann Schlapitz ward an den Damm geschleppt, mit dem guten Willen, ihn im See zu ersäufen; kaum ent-rann er diesem Schicksal. Das Haus Fingerlin zog sich mit Klugheit und Fassung gut aus der Sache. Die Schreiber in corpore becomplimentierten das angerückte Gesindel und führten es mit vieler Höflichkeit bis zum Chef, der sogleich ihm entgegen ging und auf der Straße den Haufen Bauern rechts und links mit Redseligkeit unterhielt, daß er beinahe heiser ward, und es geschah ihm nichts Leidens. Mein Oheim David Manr begab sich beim ersten Anläuten sogleich herunter und in die Mitte der Meuterer, und es widerfuhr ihm nicht das mindeste Widerwärtige; mehrere andere, die sich ebenso ruhig betrogen, genossen ebenfalls diesen Vorteil; noch andere, denen es wahrscheinlich sehr übel ergangen wäre, waren zu ihrem Glück abwesend oder nicht zu finden. Ein Bürger, Rathherr Waldmann, war nahe am Tor, als er den Troß erblickte, dem er nicht auszuweichen vermochte, und zurück nicht mehr konnte. Die Furcht übersällt ihn; wenige Schritte entfernt, sieht er mehrere leere umgekippte Salzfüßer stehen. Mit Gewandtheit hebt er eines empor, schlüpft darunter und deckt es über sich. So die ganze Zeit von mehreren Stunden



bringt er unter dem Salzfaß regungslos zu, hört all den Unfug, der immer hart an ihm sich vorbeidrängenden Menge, hört Türen einsprengen, Fenster klipfern, und immer zitternd, daß durch irgend einen Zufall sein Behälter umgestürzt werde und er ans unwillkommene Tageslicht gezogen werden möchte, harret er aus, bis endlich die eingetretene Stille ihm den Abzug der Banditen verkündet. Dann windet er sich unter seiner Tonne hervor und eilt nach Haus, zu erkunden, wie es indes dort ergangen sei.

Mitten im Stürmen, im Wüten und Toben vernahm man öfters Geschrei: „Stehlet nicht! Stehlet nicht! auf daß es nicht heiße, wir kämen als Diebe; wir wollen nichts Unrechtes, nur keine Franzosen-Konstitution!“ und wirklich ward außer Blumen und einigen Kleinigkeiten nichts entwendet, obschon in vielen Häusern alle Zimmer vom Dach bis zum Keller alles durchstöbert ward und Hunderte unbeachtet jeden Winkel durchsuchten. Beim Zunachten begann es etwas stiller zu werden, und die werten Gäste schieden mit der anmutigen Verheißung morgens wiederzukommen, wo alsdann die Bürgerschaft die angenommene Konstitution mit einem Eid wieder abzuschwören habe. Diese blieb zerzauset und zerrupft auf dem Exekutionsplatz zurück in der angenehmen Erwartung eines kommenden da capo auf morgen dieser hübschen Ereignisse. Eines mutvollen Betragens des alten damaligen Pfarrers Tschudy von Glarus kann ich nicht unerwähnt lassen. Er ward früher zu einem Kranken gerufen, kam wieder zurück, als die Meuterei am größten war und mußte am Haupttummelplatz vorbei. Da richtete sich der Troß zum Empfang der Benediktion; aber mit fester Entschlossenheit seines Weges gehend, äußerte der Pfarrer unerschrocken: „Für Meuchelmörder habe ich keinen Segen“. Während der ganzen Zwischenzeit, indessen dies alles vorging, patrouillierte ich, umgürtet mit einem scharf geschliffenen Hirschfänger, auf

meinem Platze herum; ich war mir weder einer Schlechtigkeit, noch einer Verrätereie bewußt und nichts weniger als geneigt, mich unglimpflich handhaben zu lassen, sondern fest entschlossen, dem ersten, der es versuchen würde, den Kopf zu spalten. Bis hinaus zu mir (beinahe eine halbe Stunde) vernahm ich bei der Todesstille, die auf meinem Platz herrschte, das Schmettern der Steine, das Gepolter des Türeinschlagens und das dumpfe Getöse des Aufstandes. Die Straße an meinem Hause vorbei kam beim Hineinziehen nach der Stadt niemand, hingegen bei der Rückkehr truppenweis und einzelne. Ich befahrte (befürchtete), daß vielleicht versäumtes oder verschobenes Uebel jetzt noch erfolgen möchte; aber ruhig und still zog alles beim Haus vorbei; aber von oben am Garten, eine Strecke von 60—70 Schritten, hörte ich den Zuruf mehrerer Stimmen erschallen: „blibed a so“ (bei euern Grundsägen), und nun erhellte später, daß an jener ersten Gemeinde nicht nur Spione unter der Bürgerschaft selbst, sondern auch verborgene Vandleute aus der Nachbarschaft bewohnten, die auf jede Äußerung achteten und sogar die Meinung von jedem einzelnen Personale sich bemerkten. Stimimte ich nun zufällig an jener Gemeinde für Annahme der Konstitution, so ist nicht zu bezweifeln, daß ich, ohnehin am ersten Anfälle gelegen, am übelsten davongekommen wäre, im Gegensatz nun durch meine andre Ansicht und deren Äußerung gänzlich verschont blieb. So wollte es der glückliche Zufall oder das Schicksal. Der folgende Morgen kam; es war der gefürchtete Osterdienstag. Es zogen truppenweis hie und da Abteilungen nach der Stadt — auch Reformierte fanden sich aus der Nachbarschaft darunter — unter Drohungen, die sie laut werden ließen, durchzogen sie meinen Platz; mein Benehmen war das von gestern. Es war eine grausenhafte Aussicht, wenn man an die Scene von gestern dachte und die Wahrscheinlichkeit der Erneuerung derselben

vor sich sah. So zahlreich als gestern fanden sich jedoch diese Gäste nicht ein, auch keine Betrunknen darunter, wie damals. Die Bürgerschaft war zusammenberufen, die gleichfalls sehr unvollständig war. Nichts Gutes ahnend, flüchtete der eine da, der andre dort hinaus; andre, Blessierte, konnten nicht erscheinen. Die Verhandlung begann in der Kirche. Vor dem Taufstein präsierte Stadtschreiber Sauter, übel konditioniert von gestern, mit rotgewundenem Ohr und Haar-raufen. Er war beinahe der einzige von Bedeutung, alles andre war geflüchtet. Auf einmal drängte sich ein Expresser durch die Versammlung, ihm ein Schreiben zu überreichen; er eröffnete und erspähte schnell den Inhalt. „Ich will Euch die Sache von der Kanzel verlesen,“ rief er, „damit alle sie besser hören.“ Zwei Bauern begleiteten ihn hinauf (ob sie lesen konnten, bleibt dahingestellt). Zur Rechten und zur Linken postiert, fingierten sie, ihm Wort für Wort zu folgen, ob er den Inhalt richtig verlese. Es war ein Schreiben vom General Schauenburg, die Konstitution anzunehmen, das zu so höchst gelegnem Moment eintraf. Die nämliche Nacht gelangten Warnungsschreiben von Künzli<sup>15)</sup> an die nahe hier herumgelegenen Gemeinden des Kantons St. Gallen, weshalb auch die Anzahl der gekommenen so gering war. Das Verlesen war beendet; es erfolgte eine Pause tiefster Stille, und auf einmal, wie auf Kommando, ohne ein Wort zu verlieren, brach plötzlich alles Fremde auf, zur Kirche hinaus und in die Weite. Die Bürgerschaft blieb allein zurück, faßte sich, da sie sich ihrer gefährlichen Widersacher entledigt sah, und begab sich mit mehr Ruhe nach Haus als zur Kirche.“

Bei der beständigen Furcht, in welcher die Bürgerschaft von Arbon schwebte, sah man mit Sehnsucht der Ankunft

<sup>15)</sup> Johannes Künzli, früher Herisauer Bote in Gofau, damals Leiter der Volksbewegung.

der Franzosen entgegen. Zu den wenigen, von der Regierung aufgebotenen Truppen hatten die Einwohner kein Zutrauen; im Gegenteil fürchteten sie, daß ihre Gegenwart die Bauern aufreizen, und die Soldaten bei der ersten Gefahr davonlaufen würden. Durch Marnnachrichten wurde Arbon in beständige Aufregung versetzt. Obschon Manr nicht bedroht worden war, traf er doch seine Vorsichtsmaßregeln und ließ in der ersten Zeit nach dem Überfall der Stadt jede Nacht zehn Mann bis an die st. gallische Grenze die Kunde machen. Sein Geld vergrub er in ein Gartenbeet und ließ Kresse über die Stelle wachsen. Endlich zogen die französischen Grenadiere von St. Gallen her in Arbon ein. Sie wurden mit Jubel empfangen; „die Ruchlipfanne braschelte und weißer und roter Wein floß wie einst Milch und Honig im Lande Kanaan.“ Man schlug sich fast um die Ehre, die werthen Gäste unter seinem Dach zu beherbergen, und trieb die Intrigue so weit, daß die vornehmen Aristokraten, Manr inbegriffen, leer ausgingen. Infolge der allgemeinen Unsicherheit und der Hezereien der Französisch-Gesinnten hatten viele Familien Arbon verlassen; der größte Verlust aber war der Wegzug des angesehenen Hauses Fingerlin. Es kamen dadurch viele Leute um ihren Verdienst, und ein gewaltiger Geldumsatz ging für Arbon verloren. Bald trat eine Ernüchterung ein; die Patrioten, welche die Ankunft der heiß-ersehnten Freiheitsbrüder nicht glänzend genug zu feiern wußten, waren nach 5—6 Wochen dieses Glückes so überdrüssig, daß sie später die Ehre der Beherbergung gerne den politischen Gegnern überließen und ihnen, um das Versäumte nachzuholen, das doppelte Quantum zuteilten.

Manr war über die Schwäche des Direktoriums und den Wortbruch der Franzosen so empört, daß er beinahe einen tollen Streich beging. Er verschaffte sich durch einen Anhänger der neuen Verfassung einen scharfgespitzten, fuß-

langen Dolch und reiste nach Narau, um Peter Dchs, den Urheber alles Unheils, zu töten. Er wohnte einigen Sitzungen der Volksvertreter bei und entsetzte sich über das frivole Treiben. „Die Versammlung<sup>16)</sup> schien eher da, um ein Gaukelspiel zu treiben und sich mit Red und Gegenred zu belustigen, als das heilige, wichtige Geschäft des Wohls des zugrunde gerichteten Vaterlandes zu handhaben. Man lachte, man schäderte, witzelte und bezahlte sich mit belustigenden Einfällen während der Sitzung, und, außer Escher und Usteri und ein halbes Duzend anderer, konnte man dafür halten, man fände sich eher zu einem Lux zusammen als wegen der großen Gewissensangelegenheit und schwierigen Arbeit, die Wunden eines zerrütteten Staates zu heilen. Es setzte Feste und Gastmahle, indes bei uns alles niedergebeugt und unter dem allgemeinen Drucke erlag.“ Entrüstet kehrte Manr nach Hause zurück, versorgte seinen Dolch in der Tiefe eines Koffers und faßte den Vorsatz, sich nie zu irgend einem Amte wählen zu lassen. Am Abend des Beeidigungsfestes in Arbon erforderte es der Anstand, daß er beim Tanz erscheine. Mit seinem Fräulein betritt er den Saal, geht bis in die Mitte, stellt seine Dame bei der Gesellschaft ab, macht eine tiefe Verbeugung, und geht sofort wieder nach Hause. Damals sandte er einem französisch gesinnten Senator ein Taschentuch, in dessen vier Ecken er einen Affen drucken ließ, der mit einer gelb-grün-roten Fahne, den Farben der helvetischen Republik, zu Pferde sitzt. Manr zog sich immer mehr zurück; er gedachte sogar, dem Beispiel des Hauses Fingerlin zu folgen und sein Geschäft nach Deutschland zu verlegen; allein Rücksichten auf die betagte Mutter und die Verwandten hielten ihn von seinem Vorhaben ab. Eine wahre Freude und zwar buchstäblich eine „Galgenfreude“ bereitete ihm die neue Regierung, als sie den Galgen,

---

<sup>16)</sup> Lebenswanderung VI, 644.

der 600—800 Schritte, nur durch drei Pappelbäume verdeckt, direkt vor seinem Hause stand, nach Frauenfeld schaffen ließ.

Die Ereignisse der Jahre 1798 und 1799 erwähnt Manr nur kurz, weil sein Tagebuch bis Frühjahr 1800 eine Lücke aufweist. In dieser Zeit löste eine Einquartierung die andre ab, so daß die Last fast unerträglich drückte. Bei Tag und bei Nacht erfolgten Besuche der französischen Gäste; die Abwechslung war endlos; bald erschienen sie erträglich, bald grob und betrunken. Am ärgsten trieben es jedoch die höhern Offiziere, deren übertriebene Anforderungen und freches Benehmen unaussetzlich waren.<sup>17)</sup> Im Kassabuch von 1799 hat Manr folgende Auslagen eingetragen:

„Den 11. Februar. Dem Löwenwirt für Einquartierung der Franzosen für 5 Wochen 65 Gulden; den 28. Februar für 2 Wochen 26 Gulden; im März für 3 Wochen 62 Gulden und im April für 18 Tage 96 Gulden, zusammen 249 Gulden.“ Von Neujahr bis Ende April hatte Manr nur an zwei Tagen keine Einquartierung; meistens mußte er für 7—8 Soldaten und 1—2 Pferde sorgen. Wenn man dazurechnet, daß er in Rheineck ungefähr ebensoviel zu zahlen hatte, so ergibt sich, daß die Kosten in 3 Monaten sich wenigstens auf 500 Gulden beliefen.

Eine Erleichterung für die Gegend trat ein, als die Franzosen abziehen und den Österreichern Platz machen mußten; nicht weil die letztern erträglicher waren, sondern weil der Krieg im Innern der Schweiz geführt wurde und an den Grenzen wenig Soldaten sich befanden. Als unverheirateter Mann sollte Manr Soldat werden. Obschon er nie Militärdienste geleistet hatte, wurde er vom helvetischen Direktorium zum Bataillons-Kommandanten der Eliten ernannt. Er lehnte diese Ehre ab und stellte das Gesuch, vom

<sup>17)</sup> Vgl. Lebenswanderung VII, 859. Auszüge aus dem Tagebuch über das Benehmen der Offiziere.

Dienst gänzlich befreit zu werden, weil er als Leiter einer Fabrik von mehr als 100 Arbeitern zu Hause unentbehrlich sei. Als ihm der Bescheid erteilt wurde, er müsse Soldatendienst leisten, griff Manr rasch entschlossen zu einem energischen Mittel. Am Ostermontag 1799 kündete er allen seinen 130 Angestellten und Arbeitern in Arbon und Rheineck und zwar so, daß er jedem in einem Zirkular die Gründe auseinandersetzte, die ihn zur Schließung der Fabrik veranlaßten. Sofort ging eine Abordnung der Arbeiter nach Frauenfeld, um den Regierungsstatthalter Gonzenbach zu bitten, Manr dienstfrei zu erklären, damit nicht bei den sonst so schweren Zeiten eine große Zahl Leute arbeitslos würden. Dem Gesuche wurde entsprochen, und nach 11 Tagen wurden die Fabriken wieder geöffnet. Die Angelegenheit wäre hiemit noch nicht erledigt gewesen, weil der Quartier-Kommandant Travers in Horn einen Beschluß des Kriegsministers erwirkte, nach welchem Manr entweder selbst Dienst tun oder einen Mann stellen müsse. Er war nicht willens sich zu fügen; glücklicherweise machte der Abzug der Franzosen dem Streit ein Ende.

Manr war während der Beschließung Arbons durch den Engländer Williams abwesend. Dieser hatte eine sogenannte Flottille errichtet und damit der Seeegend große Unkosten und Bedrückung verursacht. Um 3 Uhr bei dunkler Nacht begann das Bombardieren; die französischen Kavalleristen hielten sich sattelfertig, um im schlimmsten Fall, wenn der Ort abgebrannt würde, sich in den nächstgelegenen zu begeben. Die Einwohner flüchteten sich in die Keller und mußten dort bis Tagesanbruch ausharren. Das Ganze glich mehr einer Theaterzene. Die Kugeln flogen meistens weit über die Stadt hinweg, sogar bis auf die Bleiche.

Teils um Heilung zu suchen von seinem Nasenübel und den rheumatischen Schmerzen, die er sich im Geschäft zugezogen hatte, teils um die Verbindungen der Firma zu pflegen und

zu erweitern, ging Manr im Sommer 1799 über Oberitalien, Triest und Manfredonia nach Neapel. Diese Reise ist von den sieben, die er nach Italien machte, die interessanteste und an Gefahren und Abenteuern reichste. Als er in Triest von der österreichischen Regierung keinen Paß erhielt, reiste er als Diener eines Geschäftsfreundes Schalch aus Schaffhausen. Während die Fahrt nach Manfredonia gewöhnlich in vier bis sechs Tagen zurückgelegt wurde, dauerte sie diesmal 25 Tage. Der Kapitän suchte täglich an der dalmatinischen Küste Schutz vor den schrecklichen Stürmen, und als er endlich die Überfahrt wagte, mußte das Schiff 36 Stunden lang angehts der italienischen Küste vor Anker liegen, um nicht von den tobenden Wellen an der Küste zerschellt zu werden. Unter starker militärischer Eskorte langte Manr in Neapel an. Dort war er Zeuge der Schreckenszenen, die sich nach dem Abzug der Franzosen und der Rückkehr des Königs ereigneten. Die königliche Partei nahm fürchterliche Rache an den französischen Gesinnten. Nach einem vierwöchentlichen Aufenthalt kehrte Manr mit Bestellungen im Betrage von 197,000 Fr. über Rom und Mailand zurück und langte am 28. November 1799 in Fußach an. Weiter ging die Reise nicht, weil der Rhein zwischen Oesterreichern und Franzosen die Grenze bildete und jeder Verkehr aufs strengste untersagt war. Manr konnte vom Ufer aus seine Fabrik in Rheineck sehen; aber es war ihm unmöglich, mit den Seinen in Verbindung zu treten. Nach einem Monat versprach ihm der Chef der Bregenzer Filiale der Firma Zellweger in Trogen, eine Gelegenheit zu verschaffen, in die Schweiz zu gelangen. Das Haus stand in sehr guten Beziehungen mit den höhern Offizieren der Verbündeten und erhielt die Erlaubnis, einen Transport Waren aus der Schweiz kommen zu lassen. Manr sollte nun den Auftrag nach Trogen vermitteln. Am Sylvester 1799 reiste er über Überlingen nach Donaueschingen in das Quartie



des Erzherzogs Karl. Dieser gab die Erlaubnis zum Übertritt auf schweizerisches Gebiet, und nach langen Verhandlungen wurde Manr bei Rüdlingen über den Rhein gesetzt, den Franzosen ausgeliefert und gleich einem Arrestanten in das Quartier des französischen Generals nach Schloß Goldenberg bei Andelfingen gebracht. Weil dieser in Winterthur war, mußte Manr versprechen, sich ihm dort vorzustellen. Er war aber der vielen Plackereien überdrüssig und reiste schleunigst, ohne seine Versprechen zu halten, nach Trogen, entledigte sich dort seines Auftrages und langte wohlbehalten zur allgemeinen Überraschung der Seinen zu Hause an.

Zahlungsausflüchte und Kniffe der Kunden in Neapel zwangen Manr, trotz der schwierigen politischen Lage im Juli 1800 wieder dorthin zu reisen, um seine Waren vor Verschleuderung zu retten. Die Reise bietet uns nur deswegen ein Interesse, weil Manr zum ersten Mal und zwar unter schwierigen Umständen über den Gotthard ritt. Die Gegend war durch die fortwährenden Kämpfe und die Truppenbewegungen so ruiniert und ausgeplündert, daß es ihm unmöglich war, bis Bellinzona etwas Eßbares zu erhalten. Weil die Leichname der gefallenen Soldaten entweder schlecht verscharrt oder von wilden Tieren wieder ausgegraben worden waren, wurde im Urserntal die Luft von herumliegenden Körperteilen verpestet.

Es würde uns zu weit führen, auf die vielen Geschäftsreisen Manrs näher einzugehen. Sie sind meistens gut geschildert und enthalten viele Einzelheiten, welche in einem andern Zusammenhang gut verwertet werden könnten. Es wird sicherlich mehr Interesse erwecken, einmal einen Blick in die Fabrik zu werfen und an Hand der Notizen eine Idee des Geschäftes zu geben.

Nachdem Manr die Bleicherei abgetreten hatte, beschäftigte er sich ausschließlich mit der Indienne-Fabrikation

oder Kattundruckerei. Diese hatte sich im 18. Jahrhundert von Ostindien nach England und Holland und von da nach Deutschland und der Schweiz verbreitet; in Frankreich wurden erst im Anfang des 19. Jahrhunderts, hauptsächlich in Mülhausen, zahlreiche Fabriken gegründet. Mayr war stets bestrebt, durch die Erfindung neuer Dessins dem Geschmacke der Zeit Rechnung zu tragen. Auf seinen häufigen Reisen suchte er, oft mit List, die neuesten englischen Muster zu bekommen, um sie zu Hause nachzuahmen. Als die französischen Händler im Anfang der Revolution Taschentücher in den Nationalfarben blau=weiß=rot wünschten, kam Mayr auf den Gedanken, die Narrheit der Zeit zu seinem Vorteil zu benutzen, und er verfertigte Tücher mit Eckenverzierungen in diesen Farben. Sie wurden massenhaft verkauft. Dann folgte die Darstellung der Eroberung der Bastille, die Überreichung der Verfassung durch die Minister, ein Emigrantenzug; später für andre Absatzgebiete eine ganze Galerie von Portraits der Personen, die in der Politik eine Rolle spielten: Erzherzog Karl, der ungeheuren Absatz fand, Suwarow, Blücher, nebst den übrigen Generalen der Alliierten. In Süditalien fand den meisten Beifall eine Poste, die Darstellung der Büste Napoleons, der im Begriffe ist, eine Weltkugel zu verschlucken. Eine andre, irtümlich in die gleiche Gegend gesandte Zeichnung, ein Käfig, aus dessen geöffneter Türe ein Vogel flog mit einem Zettel, auf welchem das Wort „Liberté“ stand, fand nicht den Beifall der Regierung des Königreichs beider Sizilien. Kaum hatte der unglückliche Händler das Tuch ausgehängt, wurde er in das Gefängnis geworfen, und er rettete sein Leben nur mit Aufopferung seines ganzen Vermögens. Dann ließ Mayr in den Ecken der Taschentücher allerlei Posten anbringen, die ihm von Joh. Rudolf Schellenberg, Maler und Kupferstecher in Winterthur, geliefert wurden. Er erwähnt folgende Zeichnungen: Ein Pfarrer in vollem

Ornat predigt auf der Kanzel; aber aus dem reichgefälteten weißen Kragen ragt ein Hirschkäferkopf; ein anderer Geistlicher, als Frosch dargestellt, hält eine Rede an eine zahlreiche andächtige Zuhörerschaft von Fröschen. Ein niedliches Paar gutgemästeter Gänse, auf deren Hälsen die Köpfe eines Herrn und einer Dame sitzen, spazieren in zärtlicher Unterhaltung; ferner ein Fröschekonzert; ein Ball, auf welchem ein Frosch, chapeau bas, mit einem Degen an der Seite, und eine Fröschin mit einem Kränzchen auf dem kahlen Scheitel ein Menuett tanzen; ein Orang-Utan mit Frau, beide nach der neuesten Mode herausgeputzt; eine schlanke Dame ist auf dem Weg zu einer Visite; aber auf dem neumodigen Kleide sitzt ein großer Katzenkopf; auch der Schweif ragt noch unter der Schleppe hervor und statt des Täschchens hält sie in der Pfote ein Mäuschen am Schwanz. Solche Schnurren machten Mayr und auch dem Publikum große Freude. Leider dauerte sie manchmal beim Käufer nicht lange; denn bei einzelnen schönen Zeichnungen auf weißem Grund waren die Farben nicht haltbar, und statt bedruckt kamen die Taschentücher blendend weiß aus der ersten Wäsche zurück.

Mayr hatte einen großen Umsatz in gefärbten und bedruckten Baumwollstoffen. Die zahlreichen in die „Lebenswanderung“ eingeflebten Muster<sup>18)</sup> zeigen, daß schöne Fabrikate hergestellt wurden. Sobald irgend eine neue Idee auftauchte, suchte Mayr die gleichen Stoffe ebenso schön zu liefern, um auf dem Markte die Konkurrenten, besonders die Engländer, zu übertreffen. Folgende Erzählung Mayrs zeigt, daß die Sache trotz aller Mühe gelegentlich unglücklich ausfallen konnte. Einst erhielt er aus Augsburg Musterchen englischer Stoffe in hellglänzenden Farben mit matten Zeichnungen, die er reizend fand. Er entdeckte bald das Geheimnis der

<sup>18)</sup> Vgl. Lebenswanderung VIII, 908, 1036, IX 1112, 1116, 1156, X 1192, XII 1492.

Fabrikation und macht sich sofort an die Arbeit. Nach einigen Monaten gelang es ihm, Stoffe herzustellen, die an Glanz nicht hinter den englischen zurückstanden. Voll Freude eilt Mayr mit den neuesten Mustern nach Italien; aber schon in Mailand hieß es, die Ware sei schon bekannt, davon kauften sie keine Elle; denn jeder Tropfen Wasser, der auf den Stoff falle, zerstöre den Glanz der Farbe. Ebenso wenig Anklang fand Mayr mit der Idee, Leinwand statt Kattun zu bedrucken. Wiederum sahen die Muster prächtig aus; die italienischen Geschäfte bestellten, allein sie fanden keine Abnehmer, weil die Stoffe zu schwer waren und die geschmeidigen Italienerinnen sich weigerten, die unkleidsame Leinwand zu tragen. Mayr rühmt sich, daß in den kritischen Jahren 1798—1805 sein Geschäft nie stille stand, und daß er nie mangels an Beschäftigung einen einzigen Arbeiter entlassen mußte. Wenn wenig Bestellungen eingingen, trat er eine Reise an und brachte wieder Aufträge nach Hause; oder er verwendete gelegentlich zu seinem Schaden die Arbeiter zum gleichen Lohne in der Landwirtschaft. Mayr selbst war im Geschäfte unermüdlich tätig; er war um 5 Uhr morgens mit den Arbeitern auf dem Platz; weder die strenge Kälte des Winters, noch die Hitze des Sommers hielt ihn ab, Hand ans Werk zu legen und die Arbeit selbst zu besorgen, wenn die Angestellten murrten oder sich unwillig zeigten. Bis nach Mitternacht, oft bis Tagesanbruch besorgte Mayr die Korrespondenz und die Buchführung. Mayrs eigene Darstellung seines Tageswerks gibt am besten eine Idee von seiner Wirksamkeit und zugleich von seinem Charakter<sup>19)</sup>:

„Noch ist es nicht 5 Uhr. Zwei Stunden noch dunkle Nacht; übrigens sternenhell und grimmige Kälte; der Ostwind durchpfeift die schneebedeckte Landschaft. Hinauf an den Bach; im Farbhaus ist es wohl lebendig, aber der Wäscher noch

<sup>19)</sup> Lebenswanderung VII, 817.

nicht da und doch müssen heute zwei Abfülle von 50 Stück beseitigt werden. Jetzt allmählig kommt er verdrossen herangezogen. „Nun, wird's werden?“ „Nicht möglich zum Aushalten im Bach bei solcher Kälte!“ „Da Branntwein, die Ware pressiert!“ Wäscher brummend an die Arbeit. Halbe Stunde darauf: „Eine Hundearbeit ist es, bei solchem Wetter!“ „Man wäscht andernorts auch,“ entgegnete ich vermittelnd. „So hält man anderwärts die Leute auch für Hunde! Hol der Teufel das Waschen!“ „Geh du zum Teufel, Hallunke!“ tobte ich erbozt; „pack dich von hinnen!“ Und an seine Stelle warf ich mich. „Brav drauf losgepritscht,“ rief ich den vier Britschern hinter mir, und war nun Wäscher. Bei jeder Schwenkung des Stückes war, was außer dem Wasser war, bei der schneidenden Kälte augenblicklich hart gefroren. Die ersten 10 Minuten glaubte ich nicht aushalten zu können; aber es mußte durchgesetzt werden, und sollte ich zu Grunde gehen. Durch die Bewegung kam eine Art Jast ins Geblüt; die Füße blieben starr vor Kälte, indessen alles außer dem Wasser in Hitze war; mütig fortgefahren, innert 2 Stunden ist die Arbeit beendet! Das Ding machte nun gewaltige Wirkung. Die Leute erstaunten. Jener Wäscher kam schon mittags wieder und hielt um Arbeit an, die er nach einem tüchtigen Wischer erhielt.

Ich war nun geborgen für immer; denn das Gesindel merkte, daß man es nicht unbedingt nötig habe, und war dadurch eher zu verbrauchen. Und zuweilen scheuchte ich mich nicht des Gegenstückes. Im heißesten Sommer stellte ich mich hin zum Kessel und färbte in hochaufsprudelndem Wasser die 25 Stück selbst; vom Schweiß durchnäßt, wie durch den Bach gezogen, war alles Gewand. Aber die Burschen sahen, daß ich der Arbeit mächtig war, und blieben eher in Ordnung und Pflicht, und dies zu bewirken, war der Zweck meiner Handarbeit. Weit entfernt übrigens, den

Tagelöhner machen zu wollen; nur beweisen wollte ich, daß mir keine so schlecht und keine zu geringfügig sei, sie selbst zu versehen, wenn anders es die Not erfordere. Und wie oft war es der Fall, daß es Nacht war und ich bin im Rückstand mit dem Schreiben; eine Menge Briefe sind zu beantworten, Menge Bücher einzutragen, Menge Rechnungen abzuschließen. „Was ist da zu machen?“ — den Tag verlängern. Hinaus, in die Küche scholls: „Macht starken schwarzen Kaffee.“ Nach 9 Uhr. Zwei Tassen mit Beimischung von etwas Branntwein getrunken und nun zur Arbeit. Sieh, wie schnell das geht! Stille und Dunkel begünstigt die Kopfarbeit; der braune Trank erweckt die Lebensgeister, macht geneigt zum Denken und hell die Sinne. Mitternacht schon erreicht! Nun frisch weiter im Geschäft; keine Anwandlung von Schlaf ist merkbar! Horch! Es kräht der Hahn; aber auch ein gutes Stück Arbeit auf der Seite; — hier ein Schock Briefe, Bücher eingetragen, Rechnungen berichtigt. Ha! Morgendämmerung! Wie entfloß die Nacht! Schon beginnen wieder die Tagesgeschäfte; hinaus in die Kühle frischer Luft, mich für diese zu stimmen; die Nacht ist vorbei, aber die errungene Arbeit so bleibend, als wäre sie zur Tagesarbeit beseitiget. O, wie so manche Nacht — Sommer und Winter, Frühling und Herbst — ward auf diese Weise durchgemacht und die Zeit erstohlen! Und wie der Tag graute, hin zur Tätigkeit so verschiedener Fache, in Hitze, in Kälte, im Trockenen und Nassen, Hand- und Kopfarbeit aller Art, vom frühen Morgen bis späten Abend, und mit gutem Gewissen konnte ich beim Niederlegen ausrufen: „Wohl habe ich des Tages Last und Hitze ertragen!“

Als Manr im Jahre 1805 von einer Geschäftsreise durch Frankreich nach Mülhausen kam, wurde er von der regen Gewerbstätigkeit dieser Stadt so sehr angezogen, daß er beschloß, für Seidendrucke dort eine eigene Fabrik zu errichten

und einen Teil der Arbeiter von Arbon, wo die Geschäfte stoßten, dorthin zu versetzen. Infolge von Unannehmlichkeiten wurde der Gesellschaftsvertrag mit David Mayr und Michael Mayr aufgelöst, so daß er umso eher Zeit fand, seinem Tatendrang im Ausland ein neues Feld zu eröffnen. Der Druck von Seidenstoffen geriet aufs beste, und die Fabrikate fanden in Frankreich guten Absatz. Sinegegen entwickelte sich das Geschäft in Mülhausen doch nicht nach Mayrs Wunsch. Er selbst war meistens abwesend, und die andern Leiter der Fabrik waren der Aufgabe nicht gewachsen. Er entließ die unfähigen Angestellten und trat in Verbindung mit einem Herrn Wild aus Basel; allein es gab bald neue Zwistigkeiten, welche Mayr veranlaßten, das gesamte Personal plötzlich zu entlassen und trotz aller Schwierigkeiten die Fabrik allein weiter zu führen. Eine Zeitlang war er selbst Vorsteher, Kolorist, Zeichner, Schreiber, Kopist und Packer. Nachher wurde Johann Huber von Dießenhofen Teilhaber am Geschäft. Als nach kurzer Zeit das ganze Benehmen und die hochfliegenden Pläne dieses unerfahrenen Mannes Mayr nicht gefielen, überließ er ihm das Geschäft und zog sich nach Arbon zurück. Nach einigen Jahren starb Huber; das Geschäft kam in Konkurs, und Mayr verlor während seiner Abwesenheit im Orient mehr als 50,000 Fr. Nach einer Affekuranz-Quittung aus dem Jahre 1818 besaß er damals in Mülhausen noch Gebäude im Wert von 30,000 Fr. Er verkaufte sie erst 1825.

Am 13. Mai 1809 starb die Mutter Mayrs. Ihr Tod war ein unersehlicher Verlust; denn sie allein hatte das ganze Hauswesen geleitet, und niemand in der Familie konnte an ihre Stelle treten. Mayr sagt von ihr: „Sie war das Band, das die kleine Haushaltung enger vereinte; sie machte durch ihren heitern Humor das Leben darin fortbestehend. Ihr Umgang und ihre Unterhaltung, wenn Fremde sich hier

befanden, war äußerst angenehm; heiter, frohmütig und naiv, ohne sich in Geschwätzigkeit zu verlieren, beseitigte sie mit Anstand alles Lästige des Ceremonieusen, das die Unnehmlichkeit, besonders auf dem Landaufenthalt, ertötet. Fürs Hauswirtschaftliche war sie voller Einsicht und Klugheit, in Anordnung sowohl als in Ausführung aller darin vorkommenden Fache.“ Die Schwester, geschiedene Frau Saalmüller, hatte Mayr schon früher erklärt, sie sei nicht geneigt, die Besorgung des Hauswesens zu übernehmen. Infolge Kränklichkeit und Unverträglichkeit war sie nicht imstande, sich der großen Aufgabe zu unterziehen; außerdem herrschte zwischen Bruder und Schwester seit längerer Zeit eine Verstimmung, die einen heitern Umgang und Zutrauen unmöglich machten. Nachdem der erste Versuch mit einer Haushälterin mißglückt war, faßte Mayr plötzlich den Entschluß, sich von dem Geschäfte zurückzuziehen, und rasch entschlossen trat er im Januar 1811 die Fabriken auf der Bleiche und in Rheineck an Samuel Möhl und Laurenz Weller ab. Der Obergknecht Michael Zirn übernahm die Landwirtschaft und die Schwester zog mit ihrer Tochter nach Winterthur. So war Mayr mit einem Schlag ohne Beschäftigung und ganz auf sich selbst angewiesen.

Der Rücktritt des 42jährigen Mannes hatte schon damals allgemein überrascht und Mayr sogar Vorwürfe zugezogen. Er verteidigt sich später gegen dieselben in einer kleinen dramatisierten Scene<sup>20)</sup>, deren Inhalt in den Versen Gellerts zusammengefaßt werden kann:

„Auch in der Dunkelheit gibts göttlich schöne Pflichten,  
Und sie im Stillen tun, heißt mehr als Held verrichten.“

Es ist in der That auffallend, wie ein Mann von der Tatkraft Mayrs in den besten Jahren sich von den Geschäften zurückziehen konnte. Die Gründe zu diesem Entschlusse liegen hauptsächlich in den bereits angeführten häuslichen Verhältnissen

<sup>20)</sup> Nachlaß Nr. 37.



und in dem Mangel an einer tüchtigen Leiterin des Hauswesens, teils im schlechten Gesundheitszustand Mayrs. Die anstrengende Arbeit bei Hitze und Kälte, im Luftzug, im kalten Wasser oder am siedenden Farbkessel, hatte ihm oft Krankheiten zugezogen. Der Verdruß im Verkehr mit der großen Arbeiterschaft, die Verluste in Mülhausen, das Bewußtsein, sich durch mühevollen Arbeit einen Reichtum erworben zu haben, der ihm Freiheit und Unabhängigkeit verschaffte, und den er nicht aufs Spiel setzen wollte, lassen den Entschluß begreiflich erscheinen. Wahrscheinlich haben doch auch geschäftliche Interessen mitgespielt. Mayr sagt selbst, allerdings einige Jahre nachher, es habe die Fabrikation der Indienne sich geändert; ihm seien die Neuerungen fremd, und er sei zu alt, um sich in den neuen Betrieb einzuarbeiten. Es ist aber auch möglich, daß er auf seinen vielen Reisen zur Einsicht kam, er müsse in der Fabrik, um sie den Engländern gegenüber, die mehr mit Maschinen arbeiteten, konkurrenzfähig zu erhalten, große Umänderungen vornehmen, und daß er vorzog, das Erworbene zu behalten, als es den Zufälligkeiten einer ungewissen Zukunft auszusetzen. Eine Schrift Mayrs aus dem Jahre 1817 betitelt: „Englands Industrie und die mechanischen Erfindungen sind das Verderben des festen Landes“, in welchem er gegen den „heillosen Unfug der englischen Fabrikate und die Ersäufung unseres Weltteils damit“ zur Sammlung ruft, würde uns wahrscheinlich über den Stand der damaligen Indienne-Fabrikation Aufschluß geben. Das Büchlein ist leider nirgends zu finden.<sup>21)</sup> Von den Vorschlägen Mayrs sagt die „Schweiz. Monatschronik“, sie seien dem überwallenden Herzen eines edlen Verfassers entsprungen, aber an sich ebenso unausführbar als uneigennützig und gut gemeint.

<sup>21)</sup> Erschienen anonym bei Huber & Cie. in St. Gallen. Vgl. Erzähler 1817 Nr. 46, Schweiz. Monatschronik 1817, Christmonat.

Werfen wir noch einen Blick auf die weitere Entwicklung des Geschäftes auf der Bleiche. Samuel Möhl und Laurenz Wetler, welche die Fabrikation übernahmen, waren beide von Manr im Knabenalter an Kindes statt angenommen worden. Er hatte für ihre Erziehung gesorgt, sie in die Geschäfte eingeführt, und bei gutem Willen und einträchtigem Arbeiten hätten sie trotz ihrer Jugend unter Manrs Anleitung mit Erfolg wirken können. Möhl, der 20 Jahre alt war, erhielt  $\frac{2}{3}$  und der erst fünfzehnjährige Wetler  $\frac{1}{3}$  des Gewinnes. Anfänglich ging die Sache gut und Manr konnte im März 1812 mit Beruhigung eine Reise nach dem Orient antreten, um zu versuchen, dem Handel neue Absatzgebiete zu erschließen. Seinen Zweck erreichte er nicht; denn England beherrschte den Handel im Orient vollständig. Als Manr im April 1814 zurückkehrte, mußte er S. Möhl seines schlechten Lebenswandels und seiner Taktlosigkeiten wegen veranlassen, aus der Firma auszutreten. Wetler führte mit Hülfe eines jüngern Bruders unter Manrs Mithülfe das Geschäft weiter. Er wurde aber bald immer nachlässiger und träger; der Wirkungskreis gefiel ihm nicht mehr, weil er mehr Neigung zur Malerei empfand. Unterdessen hatte Manr auf den Rat seines Freundes, Pfarrer Escher in Pfäffikon, einen talentvollen Knaben, J. J. Isler von Hermatswil, angenommen und ausbilden lassen. Als nun Lorenz Wetler keinen Ernst und keine Energie an den Tag legte und die Fabrikation schlecht ging, löste Manr den Vertrag und begleitete den jungen Mann im Jahre 1816 nach Rom, damit er dort die Malerei studiere. Manr versprach ihm Rat und Beistand. Lorenzens Bruder, Fritz Wetler, und J. J. Isler führten die Geschäfte weiter. Zuletzt trat im Jahre 1817 Fritz Wetler aus der Firma, und Isler nahm bis 1824 die Bleiche in Pacht. Wiederum hatte Manr im Verkehr mit Isler nur Widerwärtigkeiten und Ärger zu erdulden, und es kam sogar zu einem Prozeß.

Nun verlor er die Geduld und suchte alle seine Fabrikgebäude zu verkaufen. Nachdem die Unterhandlungen mit einer englischen Gesellschaft und mit Sauter und Strauß in Arbon resultatlos verlaufen waren, verkaufte Mayr im Jahre 1825 mit Einwilligung seiner Verwandten die Fabrikationsgebäude auf der Bleiche an Blaudrucker Sauter in Arbon und diejenigen in Rheineck an Stadtmann Seb. Heer, der darin die erste Tüllmaschine aufstellte und die erste Schnellschußweberei errichtete. Die Güter und die zur Landwirtschaft dienenden Gebäude waren von 1819 an für 80 Louisdor an H. J. Egli und Rud. Müdispacher verpachtet. Das Wohnhaus nebst Garten, die Einfriedigung mit Spalierbäumen und das sog. Türkenhäuschen in der Allee hatte er sich lebenslänglich als Eigentum ausbedungen. Diese Klausel schien damals für den Käufer von geringer Wichtigkeit; denn Mayrs Zustand war derart, daß jedermann glaubte, er würde bald sterben.

Es muß auffallen, wie kurzfristig Mayr in der Behandlung der jungen Leute war, denen er die Leitung der Geschäfte übertrug. Sie waren alle von niedrigster Herkunft. Aus ganz ärmlichen Verhältnissen heraus wurden sie im Knabenalter von Mayr in sein Haus aufgenommen, erzogen und ausgebildet, aber von ihm mit zu großer Nachsicht und Milde behandelt und zu sehr sich selbst überlassen. Infolge der vielen Reisen Mayrs wurden sie zu früh unabhängig, so daß sie in jugendlichem Übermut den leicht erworbenen Wohlstand nicht ertragen konnten und auf Abwege gerieten.

Bei Anlaß der Schilderung des Rückgangs in Mayrs Geschäft kann auf eine Stelle in A. Oberholzers „Geschichte der Stadt Arbon“<sup>22)</sup> aufmerksam gemacht werden, welche der Richtigstellung bedarf. Der Verfasser macht nämlich für

<sup>22)</sup> Geschichte der Stadt Arbon von A. Oberholzer. Arbon, Selbstverlag des Verfassers (1903).

den geschäftlichen Stillstand von 1800—1830 die zöpfige Verfassung von 1814 verantwortlich. Die jetzige großartige Entwicklung Arbons ist ebenso wenig der demokratischen Verfassung von 1869, als der damalige Stillstand derjenigen von 1814 zuzuschreiben. Die trostlose Lage in jenem Zeitabschnitt erklärt sich teilweise aus den Folgen der französischen Invasion und den daraus entstandenen Wirren. Einige bedeutende Geschäfte, z. B. das Haus Fingerlin, verlegten damals ihren Sitz in das Ausland und kehrten später nicht mehr zurück. In einem wichtigen Fall scheinen Unverstand und Kurzsichtigkeit eine Rolle gespielt zu haben. Nach der Darstellung Mayrs<sup>23)</sup> wollte Daniel Mayr in Arbon im Jahre 1808 sein Haus zum „Rebstock“ verkaufen. Das angesehenere Haus Gebr. von Albertis beabsichtigte, einen Verwandten namens Gasparini in Rorschach in sein Geschäft aufzunehmen, und suchte für diesen ein Haus in Arbon zu erwerben. Daniel Mayr bot sein Haus an; über den Preis war man einig, auch über die Klausel, daß einem Diener Mayrs als Belohnung für treue Dienste zwei Zimmer im Erdgeschoß lebenslänglich vorbehalten sein sollten. Aber Frau Gasparini, eine jüngere Schwester der Gebr. Albertis, erklärte, daß sie als Katholikin nie mit einem protestantischen Kezer unter einem Dache wohnen würde. Die Frau beharrte trotz Bitten und Zureden auf ihrem Vorsatz; Mayr war ebenfalls starrköpfig, und folglich unterblieb der Verkauf. Gasparini fand keine passende Wohnung, und durch Intriguen brachte er es so weit, daß das Haus Albertis über die Höhe der Steuern und die Einquartierungen mit den Behörden in Zwist geriet und aus Ärger das Geschäft nach Rorschach verlegte. Der Wegzug der zahlreichen Familien mit Dienern, Angestellten und Arbeitern, das Wegbleiben von Tausenden, die dieser Firma wegen nach Arbon kamen, verursachte eine

<sup>23)</sup> Lebenswanderung X, 1251.

große Stockung im Verkehr und unberechenbaren Schaden. Daniel Mayr zog nach Genua, und das Haus zum Rebstock blieb mehr als 20 Jahre lang leer stehen. Endlich wurde es um 7000 Gulden verkauft, während der Bau mehr als 70,000 Gulden gekostet hatte — ein Beweis, wie mißlich damals die Verhältnisse in Arbon lagen. Im allgemeinen waren, wie überall in der Schweiz, von 1798 bis 1815 die fortwährenden Kriege und die unsichern Zeitumstände und nach 1815 die Überschwemmung der kontinentalen Märkte mit englischen Produkten am geschäftlichen Stillstand schuld. Für die Stadt Arbon besonders war der Rückgang des Handels mit Leinwand ein empfindlicher Schlag. Im 18. Jahrhundert war sie der Sitz einer bedeutenden Leinwandindustrie gewesen. Dieser Geschäftszweig machte im Anfang des letzten Jahrhunderts eine große Krisis durch, indem die billige englische Baumwolle die Leinwand nach und nach verdrängte. Erst allmählig bürgerte sich die Verarbeitung der Baumwolle in der Schweiz ein und erlangte rasch eine Bedeutung, die sie bis heute behauptet hat. Sie setzte sich aber nur an solchen Orten fest, wo bedeutende Wasserkräfte zur Verfügung standen, und da es in Arbon an solchen fehlte, war es unmöglich die Leinwandindustrie durch die Baumwollfabrikation zu ersetzen. Der spätere Aufschwung der Stadt beweist aber, daß der frühere Sinn für gewerbliche Unternehmungen und die einstige Tatkraft nicht verloren gegangen waren.

### 3. Mayr im Ruhestand. Sein Charakter.

Es ist klar, daß ein Mann von der Tatkraft Mayrs nicht ruhig auf seinem Platze sitzen bleiben und spießbürgerlich die Zinsen seines erworbenen Reichthums verzehren konnte. Es überkam ihn die gewohnte Wanderlust. Zuerst reiste er zu Fuß nach Sachsen, wo er die industriellen Verhältnisse

studierte und zugleich in freundliche Beziehungen zu den Herrnhutergemeinden trat, deren religiöse Anschauungen den seinigen entsprachen. Von 1812—1814 machte er die bereits erwähnte Reise nach dem Orient, die er unter dem Titel: „Schicksale eines Schweizers während seiner Reise nach Jerusalem und dem Libanon“ (erste Auflage St. Gallen 1815, zweite 1820) ausführlich beschrieben hat. Er reiste von Wien über Orsowa, Konstantinopel nach Alexandria und bis nach Oberägypten und über Jerusalem, den Libanon, Cypern, Rhodus und durch die Balachei nach Hause zurück. Es ist fast wunderbar, wie der alleinreisende Mann in den durch die Cholera verseuchten Ländern allen Gefahren glücklich entging, wie sein Körper die außerordentlichen Strapazen ertrug, und wie er in den mißlichsten Lagen unter dem verworfensten Gesindel sich immer wieder zu helfen wußte. Die scharfe Beobachtung von Land und Leuten, die Kritik morgenländischer Sitten und Gebräuche, die Schilderung des Aufenthaltes im Libanon oder der Reisen durch unwirtliche, öde und gefährliche Gegenden, bieten heute noch eine sehr unterhaltende und lehrreiche Lektüre. Wir können es unterlassen, Näheres über die Reise nach dem Orient mitzuteilen, indem wir entweder auf das Buch selbst oder den im letzten Jahresheft gedruckten Vortrag<sup>24)</sup> verweisen. Den Winter 1816/17 brachte Manr in Neapel zu und im Sommer 1821 machte er noch eine große Fußreise über Genf, Chamonix, Grenoble nach Südfrankreich.

Die letzten zwanzig Jahre verliefen für Manr ziemlich gleichmäßig. Im Sommer wohnte er mit einer Haushälterin, einem Hund und einer Katze auf der Bleiche, machte viele Fußwanderungen und empfing Besuche von seinen zahlreichen

<sup>24)</sup> Vgl. Schaltegger, K.: Schicksale eines Schweizers während seiner Reise nach Jerusalem und dem Libanon in „Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte“ Heft XLVIII, S. 90—113.

Freunden, mit denen er stets in regem Verkehr stand. Viele angesehene Ausländer, sogar Fürstlichkeiten, wie Markgraf Leopold von Baden und der frühere König Gustav IV. von Schweden kamen nach Arbon, um den berühmten Orientreisenden zu sprechen. Solange Mayrs Schwester lebte, brachte sie jeden Sommer 4—5 Monate mit ihren Enkeln auf der Bleiche zu. Weil die Gesellschaft in Arbon ihn nicht, zu fesseln vermochte, und er Anregung und Verkehr mit Freunden nötig hatte, verbrachte er den Winter oft in Zürich, wo er unter den gelehrtesten und angesehensten Männern der Stadt einen großen Bekanntenkreis hatte und eine gern-gesehene Persönlichkeit war. Antistes J. J. Heß, der Künstler David Heß zum Beckenhof, Chorberr J. J. Rahn, Professor Jakob Gottinger, Dekan J. J. Escher in Pfäffikon, der Weltumsegler Hofrat Horner, der Maler Ludwig Vogel, H. Zeller im Balgrist u. a. waren seine besten Freunde. Leider war das Klima von Zürich Mayrs Gesundheit nicht zuträglich. Es befiel ihn dort stets eine Heiserkeit, die wieder verschwand, sobald er nur wenige Stunden von Zürich sich entfernte. Mayr war oft kränklich; er machte daher von 1823 an im Sommer und einmal sogar mitten im Winter Kuraufenthalte in St. Moritz. Die ausführlichen Reisebeschreibungen geben uns ein anschauliches Bild des damaligen Badelebens und des Fremdenverkehrs über die Bündnerpässe vor der Erstellung der Alpenstraßen.

Wir müssen noch von Mayrs Stellung zu der politischen Bewegung der Dreißigerjahre sprechen, jedoch zum voraus bemerken, daß seine abfälligen Urteile mit Vorsicht aufzunehmen sind, weil er in den letzten Lebensjahren ein etwas launischer Sonderling geworden war, der sich ungern in die neuen Verhältnisse fügte. Grundsätzlich trat Mayr in keinen Verein ein, ließ sich zu keinem Amte wählen und nahm an keiner Wahl als Wahlmann teil. Er stand in dieser auf-

geregten Zeit als stiller Beobachter abseits, ohne indessen seine Abneigung gegen die Verfassungsrevision zu verheimlichen. Die Wahlen in den Verfassungsrat gaben ihm Gelegenheit über die Volksrechte zu spotten. In der Kirche zu Arbon, wo die Bürger von Roggweil, Horn und Arbon sich versammelten, hatten die Roggweiler die Mehrheit, und sie wählten nun mit absichtlicher Umgehung der bisherigen Vertreter in den Behörden vier Bauern von Roggweil und, weil der fünfte ein Katholik sein mußte, und sie keinen dieser Konfession in ihrer Gemeinde hatten, wurde doch noch ein Arboner, Bretterhändler Waldmann, auserkoren. „Diese Wahlen zeigen deutlich,“ sagt Manr, „die gewöhnliche Beschaffenheit des Geistes der Volkswahlen.“ Für Thomas Bornhauser, den „Messias, den Weltretter des Thurgaus, den Hersteller des goldenen Zeitalters,“ hatte er anfänglich keine Sympathie, und auch später noch, als er in Arbon dessen Bekanntschaft gemacht hatte und in freundlichem Verkehr mit dem Pfarrhause stand, machte er doch noch öfters tadelnde Bemerkungen über die politische Tätigkeit des „Pfarrers“ Bornhauser; doch hielt er auch mit dem Lobe nicht zurück, wenn er mit ihm einig geht. Manr erzählt, daß Bornhauser bei seinem ersten Besuche in Arbon ungeschicklicherweise vom Oberamtmann David Manr zu einem Wurstmahl in ein katholisches Wirtshaus (z. Engel) geführt wurde, wo die zahlreichen Gäste erstaunt gewesen seien über die tiefe Politik des reformierten Pfarrers, dessen Evangelium nicht religiösen, sondern politischen Inhalts war. Er tadelt ferner, daß er vor seinem Einzug in Arbon gleich einem Triumphator durch 3 Kantone zog, indem er sich in Teufen bei seinem Schwiegervater Roth abholen ließ, statt direkt von Mazingen nach Arbon zu fahren. Fünfzig Gefährte und zwölf Reiter holten ihn ab, und Triumphbogen wurden errichtet. Von St. Gallen schrieb man an Manr: „Vorige



Woche sah ich dem Triumph des Pfarrers Bornhauser hinter dem Fenster zu. Man hätte einem Monarchen kaum größere Ehre erwiesen.“ Als der Zug an Mayrs Haus vorbei zog, war er absichtlich abwesend, weil er das Zusammenlaufen des Volkes und das große Gepränge nicht liebte. Mayr berichtet über die erste Predigt Bornhausers folgendes<sup>25)</sup>: „Die Rede begann. Die Stimme frisch, schönes Organ, freier Vortrag, die Sprache ungekünstelt, weder erzwungen hochdeutsch, noch patois; Mimit passend und anständig; der Inhalt voll Geist und Kraft, nichts Gesuchtes, einfach und gehaltvoll alles. Es war etwas weitläufig berührt — Mißbrauch des Kultus, des Götzendienstes von ehedessen; es lautete beinahe, als gälte es eigentlich den Katholiken, aus denen die Hälfte der Zuhörer bestand. Es kam auf eine Art, daß mir beinahe warm dabei ward, und als es am übelsten schien,kehrte er alles mit einer Wendung, daß jeder es sogleich einsah, es gelte den ehemaligen Mißbräuchen des heidnischen Götter- und Götzendienstes. Man verließ die Kirche, und schwerlich befand sich von der großen Menge der Anwesenden einer, der etwas an der Rede oder dem Redner auszufetzen gefunden hätte.“ Nach seinem ersten Besuch im Pfarrhaus ist Mayr ganz für Bornhauser eingenommen. „Ich fand,“ sagt er, „einen kleinen, wohlbeleibten, heitern, jovialen Mann, ohne Pretension, ohne Zeremoniell und ohne Anspruch; ein gescheites Paar Augen rollten lebhaft umher. Der Besitz dieses Mannes scheint ein Glück für die Gemeinde; aber ob er nach so viel genossener Weltehre und Zeitungslob sich zurückziehen vermag in den beschränkten Pflichtentkreis der Kirche, der Schule, des Krankenlagers und der Hausbesuche, steht zu erwarten; es gehört viel Geistesgröße zu dieser Resignation.“ An Bankier Daniel Girtanner in St. Gallen schreibt er am 5. März 1831: „Wären Sie gestern persönlich

<sup>25)</sup> Lebenswanderung XXII, 2731 u. folg.

zu mir gekommen, statt schriftlich, so hätte ich Ihnen die Gesellschaft unseres Herrn Bornhausers anbieten können. Er war bei mir vom Abend bis nachts 8 Uhr. Ich bestätige mein letztes Urteil: ein gescheiter, helldenkender Mann, mehr noch; ich zweifle nicht, auch rechtlich dabei; denn er kennt keine Politik — ich verstehe darunter Schlaueit, Verborgeneit des Charakters —; sein offenes Urteil, das er unverhohlen über Personen, nach denen ich mich erkundigte, fällte, versichert es. Fürs Politische unseres Kantons will er, ich glaube mich überzeugt, das Beste — aber Erfahrung! Erfahrung! Offenherzig sagte ich ihm, daß es Theorien gebe, excellent, groß; komme es aber damit zum Praktischen, unausführbar wären; zudem sähen wir manches mit andern Augen im 60sten als im 30sten, und ich zweifle nicht, daß auch er es erfahren werde, setzte ich hinzu; er schien es weder übel zu deuten, noch zu verwerfen, was mich freute.“ Am 31. Mai 1831 schreibt Manx in seinem Tagebuch: „Wiederholter Besuch von Bornhauser, und abermal gleich frühern Malen: eher rüstiger Advokat und Politiker als Christenlehrer im hohen Geist und Sinn; übrigens ein ehrlicher Mann, der es wohl und gut meinen mag, aber ohne Erfahrung.“ Zwischen beiden entwickelte sich bald ein recht freundliches Verhältnis, das gelegentlich durch gegenseitige kleine Geschenke und Gefälligkeiten bestärkt wird. Manx schenkt Bornhauser eine Handzeichnung des Laokoon-Kopfes, die sein Schützling L. Wetler in Rom verfertigt hatte, und erlaubt ihm, jeden Samstag in der Pappel-Allee hinter dem Hause und im sog. Türkenhäuschen die Predigt zu studieren. Bornhauser erwidert später diese Freundlichkeit mit der Überreichung seiner Gedichte. Es gereicht ihnen zur Ehre, daß eine Entfremdung, die 1832 aus einem dummen Geschwätz entstand, durch beiderseitige offene Aussprache gehoben, und das gute Einvernehmen wieder hergestellt wurde. In dem noch vor-

handenen Briefwechsel<sup>26)</sup> verhehlt Mayr nicht, daß nach seiner Meinung es für einen Pfarrer besser wäre, wenn er sich nur mit der Religion und nicht mit Politik abgeben würde. Darauf erwidert Bornhauser: „Über das Politische wollen wir nicht rechten. Ich hasse die Proselytenmacherei auch hier wie im Kirchlichen. Über den Wert oder Unwert meiner Bestrebungen für veredelte bürgerliche Einrichtungen steht mir natürlich kein Urteil zu . . . Getrost stelle ich das Urteil der Nachwelt anheim, die vielleicht geistiger richtet als die materielle Mitwelt. Vermutlich findet diese, der Mann, der für eine Sache sein Glück und sein Leben wagte, ohne eigenen Vorteil zu erlangen, habe es wenigstens redlich gemeint. Mehr aber bedarf es nicht.“ In diesem Briefwechsel wird eine Karrikatur erwähnt, die Mayr seiner „Lebenswanderung“ beilegt. Sie stellt Bornhauser als Hahn dar, der über zwei Eier dahinschreitet, aus denen Bion und Hauser<sup>27)</sup> auschlüpfen. Jenen nennt Mayr einen jungen Mann von Talent und Geist, diesen einen Affen Bornhausers, der weder dessen Herz noch Kopf habe. Später hat Mayr an Bornhauser verschiedenes zu tadeln. Er hätte z. B. schon längst den Unfug beseitigen sollen, wornach am Sonntag nach der Predigt der Gemeindeweibel an den Taufstein trat, um Mandate zu verlesen, Konkurse anzuzeigen oder unter Anführung der verschiedensten Gegenstände zu öffentlichen Ganten einzuladen<sup>28)</sup>; er predige in der Kirche den Frieden, und

<sup>26)</sup> Lebenswanderung XXIII, 2871—2893.

<sup>27)</sup> J. Jak. Hauser, Pfarrer in Aawangen, beteiligte sich mit Pfarrer W. F. Bion in Affeltrangen und Pfarrer Th. Bornhauser an der politischen Bewegung.

<sup>28)</sup> Mayr sagt hierüber wörtlich: „Wie, dieser Mann, der im Politischen jeden Mist zu modernisieren und zu reformieren nötig findet, toleriert in seinem eigenen Haus, der Kirche, solchen Unfug, der höchst anstößig ist, als ob er seine Freude daran hätte. (Auch andere sagen, daß er gewöhnlich beim Verlesen lache.) Doch kostete

im „Wächter“ trete er in politischen Angelegenheiten als unfreundlicher Rürger auf, und ferner mache er nur Krankenbesuche, wenn man ihn rufe. Vom Jahr 1833 an ging Manr nicht mehr in die Kirche nach Arbon, weil er auf der Kanzel wohl den Pfarrer, den christlichen Lehrer, nicht aber den Kantonsrat, den Präsidenten des patriotischen Vereins, des Polenvereins u. s. w. hören wolle. An Bornhausers Rede am Sängerefest in Arbon (26. August 1833) tadelt Manr die Art des Vortrages und den Inhalt. „Es war ein etwas affektiertes, erzwungenes, heftiges Wesen und nicht die ruhige, kräftige Fassung wie sonst an dieser Stätte.“ Übrigens hat er bei diesem Feste an allem etwas auszusetzen. Nach Manrs Ansicht war der Gesang der Chöre ein halbes Miauen; der gute ehrliche Bornhauser sei von der Königin Hortense, die mit den Appenzeller Weibern angestoßen und „schier Duzis“ gemacht habe, und dem Prinzen Louis und seiner Gesellschaft, die am Gesang und den Freiheitsäußerungen viel Interesse gezeigt hätten, zum Narren gehalten worden.<sup>29)</sup>

Die Lebenswanderung endigt mit dem Jahr 1833. Aus den Reisebeschreibungen wissen wir, daß Manr den Winter 1834/35 in St. Moritz war. Eigentlich wollte er nach Neapel, um noch einmal den Winter mit dem Frühling zu vertauschen und den Besuch in Tätigkeit zu sehen. Der 66jährige Mann fuhr den 10. Dezember in sommerlicher Kleidung, ohne Überschuhe noch Haarschuhe (Finken) über den Albulapaf, blieb drei Wochen in St. Moritz, reiste im Januar nach Chiavenna und kehrte, weil er keinen Paß nach Neapel erhielt, über den Splügen nach Hause zurück. Den Sommer 1836 brachte er

---

es ihn nur zwei Worte, diese Unschicklichkeit abzuschaffen und den Jahrmarkt erst nach Beendigung des Gottesdienstes vortragen zu lassen. Er mag nicht und will dies nicht.“ (Lebenswanderung XXIV, 3103).

<sup>29)</sup> Vgl. Lebenswanderung XXIV, 3105.

wieder im Engadin zu. Im letzten Jahrzehnt seines Lebens verschaffte ihm der rege Briefwechsel mit Pfarrer J. C. Appenzeller in Biel, Hofrat Büel in Stein, Baron von Sulzer-Wart und J. M. Ziegler z. Palmengarten in Winterthur und mit seinen Zürcher Freunden großen Genuß, Zerstreuung und Erleichterung in den Tagen der Krankheit. Mayr machte oft bis nach Mitternacht Eintragungen in sein Tagebuch oder schrieb die „Lebenswanderung“ und die Antworten auf die zahlreichen Briefe, von denen einzig aus den Jahren 1834 bis 1838 ganze Pakete vorhanden sind. Mayr starb nach einer Krankheit von einigen Wochen den 27. Oktober 1838.

Mayr hinterließ eine letztwillige Verfügung, nach welcher vor Verfluß von drei Jahren nichts aus seinen Manuskripten veröffentlicht werden durfte. Mit Recht ist außer der Orient-Reise nichts gedruckt worden; denn es fehlt den Schriften mit Ausnahme einiger Reisebeschreibungen ein rechter Zusammenhang, eine Einheit der Darstellung. Es sind zu viele Episoden eingeschaltet, die schon zur Zeit der Abfassung für weitere Kreise ohne Bedeutung waren. Das gedankenreichste, am besten geschriebene Werk Mayrs „Der Einsiedler“ (1826) enthält seine religiösen Ansichten, seine Lebensgrundsätze, Betrachtungen über seine eigenen Schicksale oder diejenigen seiner Mitmenschen, Gedanken über das eitle Streben und die hochfahrenden Pläne so vieler Menschen, während doch das wahre Glück nur in der Einsamkeit, nur im stillen Wirken im engen Kreise, fern von dem Getriebe der Welt, und in gewissenhafter Erfüllung der Pflichten zu suchen sei. Er hat seine Gedanken niedergeschrieben, um sie „in Zeiten des Bedarfs zu seiner Aufmunterung, seinem Trost und seiner Fassungserhaltung wieder zu durchgehen und sich neu zu beleben mit Mut zu standhaftem Kampf zu dem näher rückenden Ende seiner Pilgerschaft hienieden.“ Einer der besten Freunde Mayrs, David Heß zum Bedenhof in Zürich, hat dem „Ein-

siedler“ folgende Worte hinzugefügt: „Wer den edeln Sonderling Manr nicht persönlich gekannt, ihn seiner kindlich gutmütigen Eigenart wegen nicht geliebt hat, soll diese Blätter, in welchen seine tiefsten, geheimsten Empfindungen ausgedrückt sind, nicht lesen. Es ist eine Aufgabe, sich durch seinen verworrenen Stil bis zum Verständnis dessen, was er eigentlich sagen wollte, hindurchzuarbeiten. Wem es aber gelingt, sich in seine Ideen und Intentionen hineinzudenken, dem erscheint der „Einsiedler“ als ein seltener Mensch, der unter den mannigfaltigsten Verhältnissen, in die ihn seine Wanderlust verwickelte, eine Reinheit des Herzens, eine Religiosität der Gesinnung, ein unentwegtes Gottvertrauen, wie unter Millionen kaum einer so makellos bis in den Tod bewahrt hat.“

Manr war ein energischer, temperamentvoller Mann, daneben von großer Herzensgüte und einer milden Gesinnung gegen seine Mitmenschen. Er hat sechs fähige Knaben unbemittelter Eltern auf eigene Kosten für das Geschäftsleben ausbilden lassen und Unzählige, ohne Unterschied der Konfession, ja sogar Familien von solchen Leuten, die seine Güte mit Undank lohnten, sind von ihm unterstützt worden. Im Anmut über den Undank der Welt schreibt er im Jahre 1826: „Ich blättere nach in den Schriften, die ich in meinen Jünglingsjahren entwarf. Wie umging ich alles mit Liebe! Wie rücksichtslos allem helfen, allem beistehen, was Hülfe und Beistand bedurfte! Wie gerne mich selbst aufopfern, um des Nachbarn Wohl zu fördern! Mit dem Feuer eines enthusiastischen Kosmopoliten umging ich die Welt; es galt mir nicht die Ansicht, nicht die Meinung, nicht das Land, es galt mir nur der Mensch, reich oder arm, von welcher Religion, welchem System zugetan, alles eins! Pflicht schien mir nur, Menschenwohl zu fördern, mit reinem Willen, absichtslos auf alles, was Eigennuß heißen konnte, auf alles, was nicht dem hohen Geist jener Grundsätze entsprach. —

So waren meine Ansichten, mein Handeln, nicht nur in den schönen Jugendjahren, sondern auch im vorgerückten Alter. So wollte ich mit Eifer Rosen fördern für andere und förderte dafür Dornen, die mich giftig verletzten. — Keine Gefälligkeit beinahe und keine Wohlthat erwies ich, daß mir nicht die Ohrfeige als Dank dafür ward. Unbefangen und mit Herzlichkeit nahm ich an und auf, um so manchen zu helfen — und erhielt dafür den Dolch in die Brust.“ (Einsiedler 16, 17.)

An religiösen Zänkereien fand Mayr keinen Geschmack, weil er der Meinung war, man erkenne die richtigere, heiligere Sache an der bessern Ausübung, den bessern Baum an der edlern Frucht. Das Reisen war für ihn ein Bedürfnis und die Gewohnheit so tief eingewurzelt, daß er es nie lang am nämlichen Ort aushalten konnte, ohne sich nach einem andern zu sehnen. Er war ein großer Naturfreund, und daß er auch ein feiner Beobachter war, mögen folgende Zeilen aus der Winterreise nach St. Moritz beweisen: „Gegen Sonnenuntergang, welche herrliche Beleuchtungen bezaubern das Auge in dieser wildromantischen Gegend! Unbeschreiblich schön aus der hellen, reinen, dunslosen Atmosphäre heben sich die Schneeberge, Eisflöße und Zacken mit Abendglut gerötet; die vordern Gebirge mit nacktem Lerchengehölz, schwarzen Tannen und Arven überdeckt, auf braunen Felsen mit glänzenden Schneeschichten untermengt, bilden einen lebhaften Kontrast gegen jene glänzende Winterregion und innert einer halben Stunde, welche total veränderte Ansicht, sobald die Sonne sich hinter die benachbarten Berge senkt! Jetzt verlieren sich die scharfen Konturen der Firne; die Silhouetten, welche die vorstehenden Berge und Giebel auf die gegenüber noch beleuchteten warfen, schwinden; statt dem glänzenden Blau der Luft zieht sich ein lila-violetter Saum um die entfernten Schneegebirge; die Umkreisung wird immer düsterer, der Saum breiter, die Nuance verliert sich in grau und was

vor kurzem durch die Talebene hell glühte und zündete, steht jetzt weiß und geisterähnlich im dunkeln Raum heranziehender Nacht.“

Mayr liebt den Verkehr mit Freunden; aber ebenso gern zog er sich in die Einsamkeit, in die freie Natur oder in sein Zimmer zurück, um stille sich seiner Gedankenwelt zu überlassen. Der November ist ihm willkommen, weil Sturm, Regen, Schnee und Kot die Menschen in die vier Wände bannt. „Wird es Nacht“, sagt er, „so bin ich bei 2 Lichtern, hinterm Schirm, in Ruhe und Stille bei Büchern und Schriften und schreibe und lese und singe und pfeife und phantasiere, als wäre ich allein in der Welt, oft bis Mitternacht. Dann endlich gehe ich so heitern Sinnes zur Ruh als je einer meiner nähern Umgebung, der die Zeit beim Schöppli, in Gesellschaft, Politisieren oder Spiel zugebracht hat. Bei Tage stört mich die Außenwelt in meinem In=mich=selbst=hinein=gezogen=sein. In der Stille der Dunkelheit aber, wenn es außen tobt und der November sich hören und fühlen läßt, dann ist's eben recht für mich. Dann lebe ich mir selbst.“ Wie aus den Schriften über Magnetismus hervorgeht, kommt Mayr bei seinen Grübeleien allerdings oft auf seltsame Gedanken. Er glaubt, durch diese geheimnisvolle Naturkraft werde der Schleier der Zukunft gelüftet, und es sei den Hellsehenden vergönnt, einen Blick ins Jenseits zu werfen und „wonnevoll zu ahnen, wie unaussprechlich herrlich es dort für uns tage.“ Manchmal hat er ganz moderne Anschauungen. Er ist z. B. ein Feind der Todesstrafe, weil die Sache empört, ohne abzuschrecken, und statt zu bessern, Unfug aller Art veranlaßt, das Herz verhärtet und das zartere Gefühl ertötet. Es mag interessieren, daß Mayr schon 1830 im Unterrichtswesen Forderungen aufstellt, die erst in der neuesten Zeit verwirklicht werden. Im Zeichenunterricht wünscht er, daß das Zeichnen gerader Linien und geometrischer Figuren zu



Gunsten des Skizzierens nach der Natur beschränkt werde; ferner empfiehlt er die Einführung der Handarbeit, damit die Knaben bis zum 16. Jahre nicht nur mit dem Kopf arbeiten. Der Schimmer der Vielwisserei sei kein Ersatz für die Bildung des Gemütes, und das Wesentliche im menschlichen Leben sei die Einfachheit des Charakters. Über die sexuelle Frage stellt er folgenden vortrefflichen Satz auf: „Hüte Dich vor Dirnen und liederlichen Weibsbildern; bedenke, daß Du Gesundheit und Leben im vertrauten Umgang mit ihnen gefährdest! Fliehe auch andere Sünden, die Leib und Seele zerstören und zu Grunde richten! In glücklicher Ehe genießest Du dann später als glücklicher Hausvater reichen Lohn für ein reines Jugendleben.“

Es mag noch erwähnt werden, daß Mayr im Januar 1816 einen Regenmesser aufstellte und vom Januar 1816 bis Juli 1817 die Regenmenge in Pfund und Loth angibt.

Während der radikale „Wächter“ den Tod Mayrs nur mit wenigen Worten erwähnte, brachte hingegen die „Thurgauer Zeitung“ folgenden Nekrolog, der den Charakter des Mannes treffend schildert: „Mit einem feurigen Temperament ausgestattet, im Innersten das Gefühl für Recht und Wahrheit als die einzige Richtschnur seines Lebens anerkennend, hat der Verstorbene schon als Knabe Beweise seines edlen Herzens gegeben, und während seines Geschäftslebens rastlos tätig, wußte er die Liebe seiner vielen Arbeiter und Untergebenen, wenn auch dieselben streng zu unermüdeter Geschäftigkeit anhaltend, immer auf merkwürdige Weise sich zu erhalten. Er hat während der Jahre seines tätigen Berufslebens, sowie nachdem er sich von demselben zurückgezogen, mit freundlichem Sinn Tausende gestärkt oder getröstet oder erfreut und ermutigt und in Jüngern das Gefühl zu edlem Streben erweckt. Obschon er in seinem Leben mehr Böses als Gutes erfahren, blieb er stets mild in seinem Urteil über andere

und achtete jederzeit die Eigentümlichkeit jedes Mitmenschen; selbst wenn in ihm das Feuer seines eigentümlichen Wesens zu überfluten drohte, blieb er doch immer liebend. Er hat das Altern des Geistes nicht erfahren; sein Geist war stärker als seine zarte Hülle, denn wenn in spätern Jahren seine körperlichen Leiden sich mehrten, so hielt er solches für nichts befremdendes, aus frühern Jahren gewohnt, die heftigsten Schmerzen standhaft zu ertragen. Wer Mayrs Schriften las, wer ihn im Umgang kennen lernte, liebte ihn, ja, wem das Glück ihn als Befreundeten zugeführt, der blieb ihm mit zärtlichster Anhänglichkeit treu und weint jetzt nach seinem Scheiden.“

Gewiß war Mayr kein Mann, der im Kanton Thurgau einen bedeutenden Einfluß ausübte. Er hielt sich absichtlich von der Politik fern, und auch in seiner „Lebenswanderung“ streifte er die bedeutenden Ereignisse seiner Zeit meistens nur flüchtig, hingegen war er durch seine industrielle Tätigkeit und durch seine kühnen Reisen eine so bekannte und geschätzte Persönlichkeit, daß eine zusammenfassende Darstellung seines Lebens wohl gerechtfertigt war.

---

<sup>30)</sup> Im Jahre 1836 wurde auf Veranlassung von J. M. Ziegler zum Palmengarten in Winterthur durch den Zürcher Maler C. Hitz (1798—1866) ein Porträt Mayrs gemalt, das sich jetzt im Besitz einer Enkelin Zieglers, Frä. L. Rieter, Kreuzbühlstraße 36, Zürich V befindet. Leider konnte dasselbe für das diesem Heft beigegebene Lichtdruckbild nicht gebraucht werden, weil die Farbe so rissig geworden, daß eine Reproduktion unmöglich ist. Es mußte deshalb die vom Kupferstecher S. Merz (1806—1875) hergestellte Radierung verwendet werden. Die Zeitgenossen pflegten Mayr den Beinamen Mayr-Libanon zu geben.

Es kann noch erwähnt werden, daß Herr Oberstl. A. Steiger in St. Gallen ein Stammbuch Mayrs besitzt, das 1783 beginnt und bis 1822 reicht. Es enthält Einträge bedeutender Personen und Malereien und Zeichnungen von angesehenen schweizerischen Künstlern; u. a. eine Dorfkirchweih von Historienmaler L. Vogel. Der jetzige Eigentümer eines zweiten Bandes, der Herrn Steiger früher angeboten wurde, ist zur Zeit unbekannt.

---